

Das Werk

Monatsblätter der Rheinelbe-Union für sämtliche Angestellten und Mitarbeiter

I. Jahrg.

Düsseldorf · Mai 1921

Heft 2

Die Gelsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft.

Die Gelsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft zu Rheinelbe in der Gemeinde Aekendorf bei Gelsenkirchen wurde gegründet am 3. Januar 1873 mit einem Aktienkapital von 4 500 000 Talern = 13 500 000 Mark zum Zwecke der Erwerbung der Steinkohlengruben Rheinelbe und Alma aus den Händen der Belgisch-Französischen Kommandit-Gesellschaft auf Aktien Charles Dettillieux & Co. Der Kaufpreis der beiden Bechen betrug 4 240 000 Taler = 12 720 000 Mark, und ihre Belegschaft zählte 980 Arbeiter, die arbeitstäglich 900 Tonnen förderten. Während der ersten neun Jahre ihres Bestehens legte die Gesellschaft durch zielbewußten Ausbau der von ihr erworbenen beiden Schachtanlagen, die alsbald durch Konsolidation zu einem einheitlichen Bergwerk „Ver. Rheinelbe und Alma“ vereinigt wurden, sowie vor allem durch innere Festigung ihrer eigenen Organisation und Geschäftsführung die Grundlage, auf der in späteren Jahren die Angliederung und Entwicklung der vielen Neuerwerbe sich vollziehen konnten. Wenn es der Gesellschaft auch in diesen neun Jahren, die zu den ungünstigsten für unsern hiesigen Bergbau gehörten, gelungen war, unter Verdoppelung ihrer Belegschaft und ihrer Förderung neben der Ansammlung eines Reservefonds von beinahe $1\frac{1}{4}$ Million und Abschreibungen in Höhe von insgesamt über $2\frac{3}{4}$ Millionen Mark an ihre Aktionäre einen Reingewinn von beinahe 11 Millionen Mark, d. h. durchschnittlich mehr als 6 % für jedes der neun Jahre zu verteilen, so hatten die Leiter der Gesellschaft doch erkannt, daß eine dauernde Sicherstellung des Unternehmens nur dann gewährleistet sein werde, wenn es gelänge, dasselbe auf eine breitere Grundlage zu stellen. Die für diese Erkenntnis maßgebenden Gesichtspunkte waren sowohl technischer wie vor allem wirtschaftlicher Natur. Die technischen Vorteile des bergbaulichen Großbetriebes liegen auf der Hand: derselbe ermöglicht billigere Selbstkosten, Austausch bewährter Einrichtungen und Erfahrungen, Erprobung von Neuheiten an geeignetster Stelle, vor allem aber Verteilung des bergbaulichen Risikos auf eine größere Zahl von Schächten, deren im ganzen gesicherter Betrieb trotz Unterbrechungen im einzelnen dem Gesamtunternehmen eine gleichmäßige Rente und damit dessen Werten einen stetigen Charakter verbürgt. Nach der wirtschaftlichen Seite lehrte die Erfahrung der ungünstigen Jahre, daß die Zersplitterung des rheinisch-westfälischen Grubenbesitzes und seiner Verwaltung allein oder doch in allererster Linie die Schuld trugen an dem Mißverhältnis, in welchem während dieser Zeit der Kohlenverbrauch zur

Förderung, die Verkaufspreise zu den Selbstkosten standen. Diesem Uebelstande abzuhelpen und neben den durch die Konsolidation zu erreichenden technischen Vorteilen auch die äußere Machtstellung zu erlangen, um führend für eine Einigung des rheinisch-westfälischen Bergbaues auf dem Verkaufsgebiete wirken zu können, war der Zweck und der Grundgedanke der mit dem Jahre 1882 beginnenden Vergrößerung der Gesellschaft.

Zunächst wurde im Jahre 1882 von der gleichnamigen Gewerkschaft die Beche „Ver. Stein und Hardenberg“ zu Eving bei Dortmund mit einer Belegschaft von 1030 Mann und einer arbeitstäglichen Förderung von 900 Tonnen aus zwei Schächten erworben und zu diesem Zweck das Aktienkapital zunächst auf 20 250 000 Mark, dann im Jahre 1886 zwecks Abstoßung der gewerkschaftlichen Schulden auf 22 500 000 Mark erhöht.

Am 1. November 1887 wurde von der Gewerkschaft Erin die Beche „Erin“ bei Castrop mit einer Doppelschachtanlage erworben, auf welcher damals 1070 Mann arbeitstäglich 1350 Tonnen förderten. Das Aktienkapital wurde zu diesem Zwecke auf 28 059 600 Mark erhöht.

Nachdem sodann im Jahre 1889 die Gesellschaft sich bei der Aktiengesellschaft „Westfälischer Grubenverein“ unter Uebernahme des Betriebes derselben beteiligt und hierzu ihr Kapital zuerst auf die Summe von 30 Millionen Mark, dann auf 36 Millionen Mark erhöht hatte, erfolgte 1892 die Fusion mit dieser Gesellschaft. Durch dieselbe wurden die Bechen „Hansa“, „Zollern“ und „Ver. Germania“ mit zusammen vier Förderschächten, 3710 Mann Belegschaft und einer arbeitstäglichen Förderung von 3170 Tonnen der Gesellschaft angegliedert.

Zur Konvertierung aller Anleihen und weiteren finanziellen Stärkung der Gesellschaft wurde 1893 eine 4%ige Anleihe von 12 Millionen Mark aufgenommen und 1896 das Grundkapital auf 40 Millionen Mark erhöht. Mit Hilfe dieser Mittel wurde, abgesehen von dem ununterbrochenen Neu- und Weiterausbau der bereits erworbenen Anlagen, durch stetigen, seit 1888 begonnenen Ankauf von Ruzen der Gewerkschaft „Monopol“ in Ramen der Grubenbesitz dieser Gewerkschaft, bestehend aus den Schachtanlagen „Grillo“ in Ramen und „Grimberg“ in Bergkamen, in das Eigentum der Gesellschaft übergeleitet. Seit 1892 führte die Gelsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft den Betrieb der Gewerkschaft und 1898 wurde letztere nach Erwerb auch des letzten Ruzes aufgelöst. Damals betrug die Förde-

rung der beiden Schachtanlagen 1680 Tonnen arbeitstäglich, bei einer Belegschaft von 1844 Mann.

Im Jahre 1897 wurde ferner von der Gewerkschaft „Westhausen“ die gleichnamige Zeche in Bodelschwingh bei Mengede erworben, unter Erhöhung des Grundkapitals auf 44 Millionen Mark. Die genannte Zeche förderte damals mit 680 Mann Belegschaft aus einem Schacht arbeitstäglich 600 Tonnen.

Ende 1899 erwarb die Gesellschaft mittels Fusion die Zeche „Ver. Bonifacius“ in Kray von der Bergwerksgesellschaft Ver. Bonifacius bei Gelsenkirchen. Bonifacius förderte damals aus zwei Schächten mit 1983 Mann Belegschaft 1576 Tonnen arbeitstäglich; ein dritter Schacht war im Abteufen begriffen. Das Aktienkapital wurde bei dieser Gelegenheit auf 54 Millionen Mark erhöht, während gleichzeitig 2 Millionen Mark Anleihe und Grundschulden der Gesellschaft Bonifacius übernommen wurden.

Zwecks Schaffung weiterer Betriebsmittel für die Fertigstellung der begonnenen Neuanlagen wurde dann im Februar 1902 das Aktienkapital um 6 Millionen auf 60 Millionen Mark erhöht.

Im Jahre 1904 wurde die Gewerkschaft „Ver. Hamburg- und Franziska“ bei Witten a. d. Ruhr erworben. Auf zusammen sechs Schächten wurden damals von 2866 Mann Belegschaft 2341 Tonnen arbeitstäglich gefördert. Mit dem Erwerbe des Gesamtvermögens der Gewerkschaft wurde eine Anleihe- und Hypothekenschuld von zusammen 1 380 000 Mark übernommen.

Zu derselben Zeit erwarb die Gesellschaft die Ruze der Gewerkschaft „Prinz Schönaich“, deren noch unverritzter Felderbesitz westlich mit der Zeche Monopol

der Gesellschaft marktscheidet. Für diese beiden Erwerbungen und zum weiteren Ausbau der Anlagen der Gesellschaft wurde das Aktienkapital um 9 Millionen Mark, also auf 69 Millionen Mark erhöht.

Um die bisherige reine Kohlenbergbaugesellschaft auf eine breitere Grundlage zu stellen und ihr die erforderliche Widerstandskraft für etwaige aus einem Wechsel der wirtschaftlichen Gestaltung sich ergebende Kämpfe zu verleihen, ging die Gesellschaft am 1. Januar 1905 eine Interessengemeinschaft mit dem Aachener Hütten-Aktien-Verein und dem Schalker Gruben- und Hüttenverein ein, die am 1. April 1907 zu einer völligen Verschmelzung führte, indem das Vermögen der beiden sich auflösenden Aktiengesellschaften als Ganzes auf die Gelsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft überging. Die Werke der beiden angegliederten Gesellschaften bilden fortan besondere Abteilungen der Gelsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft. Gleichzeitig erfolgte eine Erhöhung des Aktienkapitals um 50 Millionen Mark auf 119 Millionen Mark. Durch die Angliederung von Betrieben des größten Kohlen verbrauchenden Gewerbes wurde ein großer Teil des Absatzes durch den Selbstverbrauch der eigenen Hüttenwerke sichergestellt, letzteren der Bezug von Kohlen und Koks aus eigenen Bergwerken zum Selbstkostenpreis ermöglicht und durch eine einheitliche geschlossene Verwaltung der wirtschaftliche und technische Vorteil eines gemischten Eisen- und Kohlenunternehmens erreicht. Mit dem Schalker Gruben- und Hüttenverein wurde auch dessen Steinkohlenzeche Pluto bei Wanne mit vier Schächten, 4300 Mann Belegschaft und einer arbeitstäglichen Förderung von 3700 Tonnen übernommen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Industrie des Großherzogtums Berg vor hundert Jahren.

Die Reisenden, die vor hundert Jahren einen auf eigene Anschauung sich gründenden Vergleich zwischen der Industrie des damaligen Großherzogtums Berg und der von Manchester oder Birmingham anzustellen in der Lage waren, erklärten mit Erstaunen und Bewunderung, daß dieses rheinische Industriegebiet, vor allem die Textilindustrie Elberfeld-Barmens im Wuppertal und die Metallindustrie von Solingen und Remscheid, einen solchen Vergleich mit den großen englischen Industriezentren nicht zu scheuen brauchten. Weder hinsichtlich der Qualität der Erzeugnisse, noch der Größe des Absatzgebietes, noch der Mannigfaltigkeit der Produkte, der Dichtigkeit der Bevölkerung, der Intensität des ganzen industriellen Lebens. Der Punkt, in dem es hinter jenen englischen Industriestädten damals zurückstand, war das Maschinenwesen, das sich noch nicht so wie dort hatte entfalten können.

Die Hauptstadt des Großherzogtums Berg war Düsseldorf, von wo aus als Kaiserlicher Kommissar, Landesverwalter und Stellvertreter des Kaisers ein Herr Beugnot die Verwaltung des Großherzogtums leitete. Beugnot kannte deutsche Verhältnisse schon vorher; die Industrie hatte er in Rouen kennen gelernt, wo er als Departements-Präfekt einige Jahre gewirkt hatte. Im Jahre 1810 — nicht 1809, wie Beugnot selbst irrtümlich angibt — unternahm er eine Inspektionsreise im Industriebezirk des Großherzogtums und gibt darüber eine sehr interessante Schilderung in einer 60 Seiten umfassenden

Denkschrift, welche durch seinen Enkel dem französischen Nationalarchiv übergeben worden ist. Diese Arbeit zeichnet sich durch die Genauigkeit und Schärfe der Beobachtung aus und hat daher einen hohen Wert als historische Urkunde: sie bildet einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der deutschen Großindustrie und die Wirkungen der französischen Zollpolitik und der Kontinental Sperre. Als der Tarif von Trianon auf Deutschland übertragen wurde, schrieb Beugnot (Bericht im Düsseldorfener Archiv): „Das Großherzogtum Berg ist das einzige industrielle Land, für welches die notwendigen Härten des Kontinental systems ohne Ausgleich sind.“

Der Reisebericht Beugnots ist außerordentlich interessant und verdiente wohl eine wörtliche Wiedergabe; er ist aber zu umfangreich, um ihn an dieser Stelle auch nur in einigermaßen eingehender Weise mitzuteilen. Interessenten finden ihn im 19. Band der „Beiträge zur Geschichte des Niederrheins“ (Düsseldorf, Ed. Link 1905), wo ihn der Archivar Ch. Schmidt in Paris zum erstenmal veröffentlichte.

Beugnot reiste am 28. Mai 1810 von Düsseldorf über Mettmann nach Elberfeld. Dort besuchte er am folgenden Tage eine Ausstellung der Industrieerzeugnisse der Stadt, welche in einem Saale des Rathhauses in geschmackvoller Weise zusammengebracht waren; sie bestanden zum größten Teil aus Geweben. „Die Fabrikation schien mir“, sagt Beugnot, „gut und der von Frankreich überlegen, soweit ich darüber urteilen konnte, ohne die Ver-

gleichsstücke vor Augen zu haben.“ Dann spricht er sich über die einzelnen Gewebe und Gewebearten sowie die Firmen eingehend aus. Am nächsten Tage hatte er eine Besprechung mit den Elberfelder Fabrikanten, die ihm ihre Wünsche in einer Petition ausgesprochen hatten.

An den Besuch Elberfelds schloß sich ein solcher von Barmen, wo Beugnot einige Fabriken besuchte und am 31. Mai, einem Festtage, der Messe in der katholischen Kirche be wohnte. Aber auch den reformierten Kirchen stattete er Besuche ab und fand sie so einfach, fast ärmlich, ausgestattet, dabei aber in so gutem Zustande, daß man an dem religiösen Charakter der Einwohnerschaft nicht zweifeln könne. In Ronsdorf findet er Sektirer, über die er eingehend spricht; dann schildert er die dortige Industrie, welche hauptsächlich in der Herstellung von Florettseide und Flockseidenband bestand. Ueber Lüttringhausen gelangte er sodann nach Lennep; von dort aus nach Remscheid, über dessen Industrie und Fabriken er sich in sehr interessanter Weise ausspricht, vor allem über die Wirkungen der Kontinental-sperre.

Die Ausführungen, die Beugnot an seinen Remscheider Besuch anknüpft, dürfen das allergrößte Interesse beanspruchen; die scharfe Beobachtungsgabe des Verfassers, sein Vermögen, eine anschauliche, lebendige Schilderung des Gesehenen und aller einschlägigen Verhältnisse zu geben, sein Bemühen, die momentanen Schwierigkeiten zu erkennen, gerecht zu beurteilen und nach bestem Können zu beheben, seine große Kunst, in wenigen Worten mit treffender und malerischer Kraft Land und Leute zu schildern, ergibt sich aus nachstehender, freier Uebersetzung des betreffenden Abschnittes seines Berichtes in ekklatanter Weise. Beugnot erzählt:

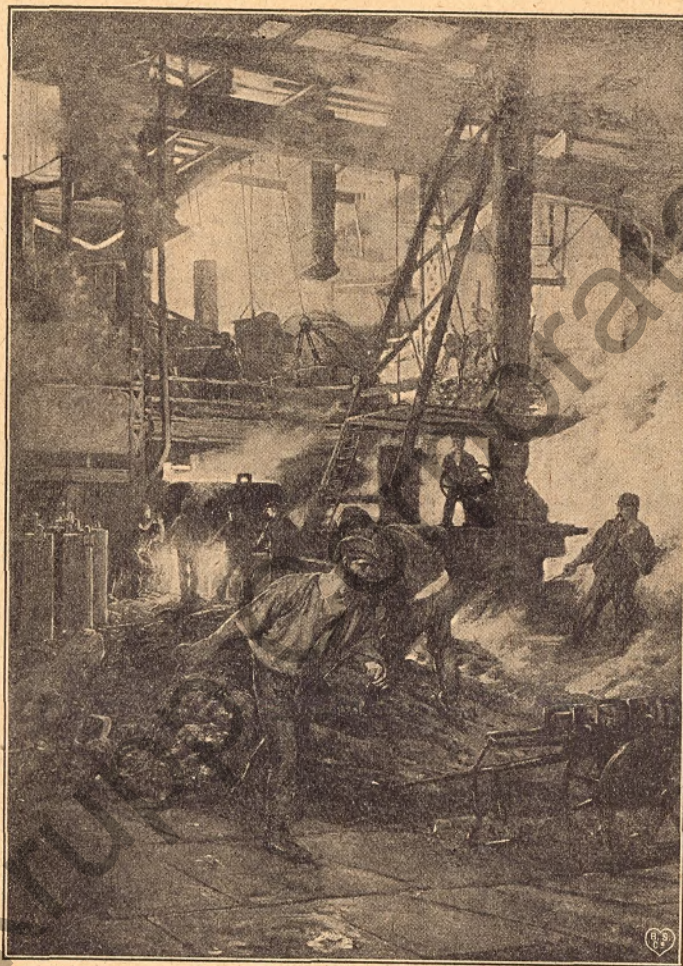
„Man kann sich nicht verhehlen, daß die Industrie Remscheids derjenigen, welche Frankreich in der Umgebung von Namur, von Saarbrücken und in einigen andern Departements des linken Rheinufer ins Leben zu rufen sich bemüht, Schwierigkeiten bereiten könnte. Remscheid verfügt über sehr viele Vorteile gegenüber jener jungen Industrie, die — das ist besonders schwerwiegend — ihrer Fabrikation keine andere Beschränkung aufzuerlegen braucht, als die der vorhandenen Bestellungen. Die Rohstoffe sind reichlich vorhanden, die Arbeiter zahlreich, die Werkstätten wohl ausgerüstet. Es ist also nicht zu verwundern, daß Frankreich dieser Konkurrenz entgegenzutreten gewillt ist, ohne sie vernichten zu wollen. Das ist einer von den Punkten, über die man nicht mit

allgemeinen Redensarten hinwegkommt; man muß die Tatsachen deutlich aussprechen, die Artikel des Tarifs einzeln anführen, die Unzuträglichkeiten, die sich für die Remscheider Industrie daraus ergeben, und die geringen Vorteile Frankreichs gegenüberstellen und dann beide abwägen und einen Ausgleich herbeizuführen suchen.

Die Fabrikanten erklärten mit großer Bestimmtheit, daß gewisse Kategorien von Arbeitern nur (infolge der französischen Kontinental-sperre und der Zolltarife. Verf.) für zwei Tage in der Woche Arbeit hätten und daß sie, weil diese geringe Beschäftigung ihnen nicht genügenden Lebensunterhalt gewähre, mit der Absicht umgingen, nach Rußland und Amerika auszuwandern. (Es lagen in der Tat glänzende Anerbieten Katharinas II. vor. Verf.)

Ich bat die Kaufleute so dringend als möglich, diese Auswanderung zu verhindern, einige Opfer zu bringen, bessere Zeiten abzuwarten und mir Angaben und Fingerzeige zu geben, durch welche Maßnahmen die Regierung sie unterstützen könnte.

Die Remscheider Industrie ruft ein großes Interesse hervor durch die Güte und den billigen Preis ihrer Erzeugnisse und weil sie eine der schönsten Schöpfungen industriellen Geistes ist. Mitten in diesem rauhen Gebirge findet man elegante Häuser, in denen kluge Kaufleute wohnen, deren Beziehungen sich bis nach Indien erstrecken. Von den glücklichen Ufern des Ganges fordert der Arbeiter in dieser Wildnis seinen Lebensunterhalt. Der Erfolg dieser Handelsbeziehungen ist wunderbar; er scheint die klimatischen (räumlichen?) Unterschiede zu beseitigen und einen Teil der Wohltaten der Natur gerade denjenigen zuzuwenden, welche ihrer enterbt schienen.



Stahlwerk Rothe Erde, Ölgemälde von Hugo Zieger

Auf dem Weg zum Hammer des B. Hasenclever. — Der Weg zieht sich in Serpentin den Abhang der Berge hinab, welche das Tal oder vielmehr die Schlucht von . . . (Lücke im Manuskript; Müngsten, Morsbachtal?) umgeben. Je mehr man sich dem Tal nähert, desto stärker werden wieder die Farben der Natur. Jede Lage hat ihre besonderen Reize. Hier ein Wasserfall, der vom Gebirge niederstürzt, aufgehalten wird und vor einer Hütte rauscht.

Trauliche Herdfeuer in stiller Ruhe wie in einer weltfernen Prärie, deren einzelnen Partien Wasser und Wälder ihren malerischen Anblick verleihen, auf jedem Schritt Bilder von anmutiger Frische, Schatten und Ruhe, eine Einsamkeit, die an die Schweiz gemahnt, Bilder, die den Wanderer träumen lassen, hier wohne das Glück. Ein paar Schritte weiter und die Wirkung wird großartig; man glaubt in der Nähe der Alpen zu

sein, doch ist diesem zweiten Teile des Tales das Dröhnen der Hämmer eigentümlich, das von allen Abhängen widerhallt, ein ständiges Leben und Bewegen, das hier ein Vorzug der Natur zu sein scheint.

Wir stiegen zum Hammer des Herrn Bernhard Hasenclever hinab.

Der Ort ist ohne Zweifel einer der malerischsten, welche man finden kann. Mit Ueberwindung nur nimmt man davon Abstand, ihn zu beschreiben. Ich unterdrücke alles, was der Ausschmückung (der malerischen Schilderung = *l'agrément*) dienen könnte und beschränke mich auf das rein Praktische. Diese Hammerschmiede dient einzig und allein der Herstellung von Sensen. Ich habe den ganzen Prozeß verfolgt. Er bot mir, abgesehen von der Geschicklichkeit der Arbeiter, nichts Neues. Die Kunst besteht darin, mit größter Behendigkeit das Eisen, aus dem die Sense werden soll, unter den Hammer zu halten und nach allen Seiten, wie es notwendig ist, zu drehen.

Dann, nachdem die Sensenform herausgeschlagen und geschärft ist (*aiguisée* heißt hier wohl nicht geschärft durch Schleifen, sondern geschärft durch Verdünnung der Schneideseite durch Hammerschläge. Verf.), ist die Hauptsache die, ihn zu härten. Dabei kommen die Güte des Rohstoffes und die Geschicklichkeit in der Fabrikation in gleicher Weise in Betracht, denn die Produkte dieses Industriezweiges sind gesucht und die Lager sind leer ...

Ich bedaure, nicht mehr von dem Reisebericht Beugnots in Uebersetzung an dieser Stelle wiedergeben zu können; der vorstehende Abschnitt dürfte dessen Bedeutung für die Geschichte der bergischen Industrie zur Genüge beweisen und veranlaßt vielleicht den einen oder anderen Leser, sich das französische Original in der oben genannten Wiedergabe anzusehen.

Von Solingen, mit dessen Industrie er sich ebenfalls eingehend beschäftigt, kehrte er am 1. Juli nach Düsseldorf zurück. E.B.

Wasserstoff.

Von Dr. Adolf Reich.

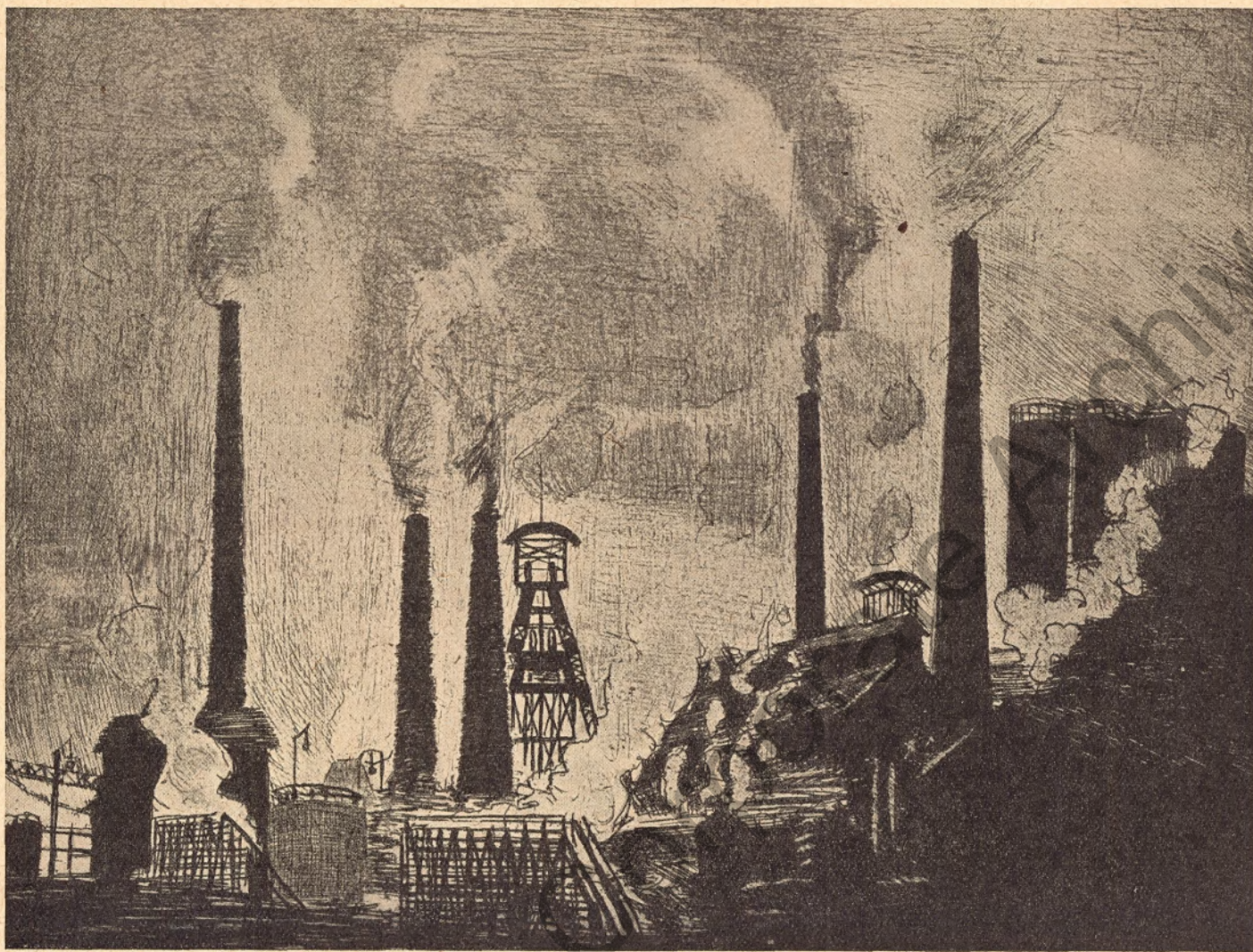
Vor nahezu 100 Jahren ist in London ein sonderbarer Mann gestorben, Lord Cavendish, ein Mann mit merkwürdigen Manieren, enorm reich; der reichste Gelehrte und der gelehrteste Reiche seiner Zeit. Seine Grundanschauung wurzelte in dem schönen Gedanken, daß alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet sei und seine Arbeiten sollten ihm die Beweise seiner Idee geben.

Die Wissenschaft, vor allem die Physik und Chemie, verdanken ihm viel. Er machte Versuche mit dem Bitterfisch und fand, daß der Schlag, den dieser erteilen kann, elektrischer Art ist; er grubelte über die Natur der Wärme, über „künstliche Luft“, stellte Versuche an mit Wasserstoff, Kohlensäure und anderen Gasen.

Als erster machte er uns näher bekannt mit dem seltsamen Stoff, der entsteht, wenn verdünnte Säuren auf Eisen, Zinn oder Zink einwirken, mit dem Wasserstoff, dem gasförmigen Element, das die Leiber unserer Luftfahrzeuge füllt. Woher kommt dieses Gas, wenn wir Säure und Metall zusammenbringen? Die neuere Chemie hat festgestellt, daß der Wasserstoff in der Säure ist, keineswegs in dem Metall, wie Cavendish annahm. Seine Annahme erscheint uns erklärlich, wenn wir hören, daß Cavendish der Phlogistontheorie des deutschen Chemikers Stahl huldigte, in der die Ansicht vertreten wurde, daß alle brennbaren Stoffe in sich einen Feuerstoff beherbergen, das Phlogiston, das bei der Verbrennung entweicht. Diese Theorie ist von Lavoisier nach der Entdeckung des Sauerstoffes durch Priestley und Scheele gestürzt worden, da nachgewiesen werden konnte, daß die verbrannten Körper keineswegs leichter sind, wie man nach der Entweichung des Phlogiston annehmen sollte, sondern schwerer. Lavoisier stellte die Verbrennungstheorie auf, die sogenannte antiphlogistische Lehre, nach der jede Verbrennung eine Aufnahme von Sauerstoff ist, eine Oxydation, wodurch das Gewicht der verbrannten Körper schwerer ist als vorher. Die Schwierigkeiten des experimentellen Beweises bestanden hauptsächlich in dem vollständigen Auffangen der bei der Verbrennung entstehenden Gase. Cavendish nahm lange Zeit an, daß der von ihm gefundene Wasserstoff selbst das Phlogiston sei, später hat

er diesen Gedanken aufgegeben und ihn für eine Verbindung von Phlogiston und Wasser gehalten. Bestärkt wurde er in dieser Ansicht durch seine Entdeckung, daß sich bei der Entzündung eines Gemisches von Luft und Wasserstoff durch den elektrischen Funken Wasser bildet und daß dieses aus Wasserstoff und Sauerstoff besteht. Dieser Wasserstoff ist ein vollständig durchsichtiges, farb-, geruch- und geschmackloses Gas, das brennbar ist und beim Verbrennen, das heißt bei der Verbindung mit Sauerstoff, Wasser liefert. Ein Liter Wasserstoff wiegt 0,0899 Gramm und ist $14\frac{1}{2}$ mal leichter als die Luft. Durch starken Druck gelang die Verflüssigung des Wasserstoffes, der in dieser Form bei minus 243 Grad siedet. Das leichte Gewicht des Wasserstoffes veranlaßte frühzeitig seine Verwendung zu Ballonfüllungen. Wie in Flüssigkeiten auf darin befindliche Körper ein Druck ausgeübt wird, den man als Auftrieb bezeichnet, und der gleich ist dem Gewicht der verdrängten Flüssigkeitsmenge, so in der Luft, wobei der Auftrieb gleich ist dem Gewicht der verdrängten Luft. Füllt man einen Ballon mit Gasen, die leichter sind als die Luft, so wird der Auftrieb größer als das Gewicht des Ballons und der Ballon wird in die Höhe steigen. Die ersten Versuche, Wasserstoff als Füllungsmaterial zu verwenden, mißlangen, weil in der Regel die Füllstoffe zu schwer oder zu wenig dicht waren. Cavallo füllte erstmals Seifenblasen mit Wasserstoff. Charles machte im Jahre 1883 die erste Ballonfüllung mit Wasserstoff, nachdem einige Monate vorher den Gebrüdern Montgolfier durch Erwärmen von Luft das Aufsteigen eines Ballons gelungen war.

Die neueren Herstellungsmethoden des Wasserstoffes sind sehr verschiedenartig. Aus Zink oder Eisen durch Zusatz von verdünnten Mineralsäuren wird außerhalb des Versuchslaboratoriums nur noch wenig Wasserstoff hergestellt. Die Gewinnung von Wasserstoff aus Aluminium und Natron soll sich im früheren russischen Feldzug bewährt haben. Majert und Richter schlugen vor, Wasserstoff aus Kalziumhydrat und Zink zu gewinnen, die in eisernen Retorten zur Rotglut erhitzt werden. Eine weitere Art der Wasserstoffherstellung ist die, daß man Wassergas über glühendes Eisen leitet, oder daß



Industrie

Otto Poppelreuther

man Wassergas (ein Gemisch von Kohlenäure, Kohlenoxyd und 50 % Wasserstoff, das durch Überleiten von Wasserdampf über glühende Kohlen erhalten wird) zur Entfernung der Kohlenäure und des Kohlenoxyds durch entsprechende Stoffe führt, die diese zwei Gase binden, den Wasserstoff also isoliert. Wird trockenes Wassergas über Kalziumkarbid bei einer Temperatur von 200 Grad geleitet, so kann reines Wasserstoffgas aufgefangen werden. Von großer Bedeutung ist die elektrolytische Gewinnung des Wasserstoffs. Schon im Jahre 1789 fanden zwei holländische Forscher, daß Wasser durch elektrische Entladung in Wasserstoff und Sauerstoff zerlegt wird. Zersetzt man angesäuertes Wasser oder Natronlauge mit Hilfe des elektrischen Stromes, so scheidet sich

am negativen Pol der Wasserstoff ab, am positiven der Sauerstoff. Wasserstoff ist ein Abfallprodukt bei verschiedenen technisch bedeutenden elektrolytischen Zersetzungen, zum Beispiel bei der Elektrolyse von Chloralkalien, die zur Herstellung der Alkalien und des Chlors ausgeübt wird. Faubert stellt aus Kalziumhydrid, dem sogenannten Hydrolith, durch Übergießen mit Wasser Wasserstoff her, Mauriceau-Beaupré durch Übergießen von Hydrogenit (Gemisch von Aluminiumspänen, Quecksilberchlorid und Zyankalium) mit Wasser.

Wasserstoff ist, wie wir sehen, in riesenmengen vorhanden, gebunden an andere Elemente. Die Zersetzungen billig auszuführen, ist das Ziel der chemischen Technik in diesem Punkte.

Wohlfahrts- und Fürsorgewesen

Was jeder von der „Fürsorge“ wissen muß.

In dem Worte „Fürsorge“ ist eigentlich schon der Zweck dieser von Staat und Gemeinden eingeführten Maßnahmen gegeben.

Staat und Gemeinden wollen für Kranke, Hilfs-

bedürftige, vor allem für Kinder und hier wieder vor allem für Säuglinge unehelicher Herkunft sorgen.

In letzter Zeit sind die Gemeinden dazu übergegangen, alle die Stellen, die irgendwie mit der Fürsorge zu tun haben, unter dem Namen „Wohlfahrtsamt“ zu vereinigen.

Zu diesem Amt gehören im allgemeinen folgende Fürsorgestellen:

Wohlfahrtspflege im allgemeinen,
Fürsorge für hilfsbedürftige Kranke und Erholungsbedürftige,
Wohnungs- und Familienpflege,
Tuberkulosenfürsorge,
Krüppelfürsorge,
Fürsorge für kinderreiche Familien,
Soolbädturen für kranke, besonders für kretulöse Kinder,
Ferienkolonien,
Berufsvormundschaftsachen,
Waisenrat, Einzelmundschaften,
Mutter- und Säuglingsfürsorge.

Es soll nicht gesagt sein, daß in allen Gemeinden die Zentralisation die gleiche ist, im allgemeinen trifft das oben Gesagte aber zu.

In der jetzigen schweren Zeit muß vor allem für die Jugend und Säuglinge gesorgt werden und dies geschieht auch. Besonders von den unehelichen Kindern soll jetzt einmal die Rede sein. Es ist bedauerlich, daß die Mütter unehelicher Kinder in den weitaus meisten Fällen bis unmittelbar vor der Niederkunft ihrem Berufe nachgehen müssen. Die Sorgen hinsichtlich der zu erwartenden schweren Tage wirken sehr ungünstig auf die Mutter und demgemäß auch auf das zu erwartende Kind ein.

Sehr oft hört man die Frage: „Wo soll ich Unterkunft finden, meine Eltern dulden mich nicht mehr zu Hause, und für die Entbindung habe ich kein Geld, ich muß aber im voraus zahlen.“

In diesem Falle weise ich darauf hin, daß die Mündelmutter 3 bis 4 Monate vor ihrer Niederkunft beim Amtsgericht ein vorläufiges Urteil gegen den Erzeuger erwirken kann. Falls der Erzeuger dann nicht freiwillig zahlt, kann die Mutter zur Lohnpfändung schreiten, sie ist also finanziell gesichert. Ich möchte jedem hoffenden Mädchen diesen Weg empfehlen im eigenen Interesse.

In vielen Gemeinden wird den hoffenden minderbemittelten Frauen und Mädchen eine sogenannte Vorer-nährung gegeben. Sie besteht entweder in kräftiger Nahrung, wie Milch usw., oder es wird bares Geld gezahlt, um sich kräftigende Speisen zusehen zu können.

Auf das Gesetz vom 26. September 1919 betreffend Wochenhilfe und Wochenfürsorge weise ich ganz besonders hin. In dieser Fürsorgeangelegenheit kann jede Krankenkasse genaue Auskunft geben. Man wende sich dieserhalb stets vor der Entbindung an diese Stelle, oder, wenn solche am Orte bestehen, an die Säuglingsfürsorgestellen. Auch hier wird bereitwilligst Auskunft erteilt.

August Reich, Verwaltungsekretär.

Kindesannahme.

Bertram war ein fleißiger und braver Arbeiter, in der Fabrik ein Vorbild für seine Kollegen. Seine Frau, eine saubere und ordentliche Hausfrau, sorgte mit Liebe für alles, was die Ehe glücklich gestalten konnte. Ein hübsches Häuschen mit kleinem Garten nannten sie ihr eigen. Abends ging Bertram fast stets zum Stammtisch, so ganz gegen den Willen seiner Frau. Warum nur? Oft, leider zu oft, war er sehr verdrießlich und klangen seine Worte hart. Die Ehe Bertrams war kinderlos. Keine Armchen streckten sich dem Manne entgegen, wenn er ermüdet von der Arbeit kam. Frau Bertram saß oft einsam am Fenster und seufzte schwer, weil ihr das Mutterglück nicht beschieden war und nach ärztlichem Gutachten für immer versagt bleiben würde.

In demselben Hause wohnte ein Kollege Bertrams, dessen munteres Bübchen Hans häufiger die „Tante Bertram“ mit seinem Besuche beehrte. Hanschen war gerne bei der Tante Bertram, denn diese war so gut zu ihm und hatte auch immer etwas süßes für sein Mäulchen. Auch „Onkel Bertram“ hatte den zweijährigen Schelm so gerne, ließ ihn auf den Knien reiten oder spielte im Garten mit ihm. Raum war der Bube von seiner Mutter geholt, um zu schlafen, so fühlte sich Bertram einsam und ging zum größten Leidwesen seiner Frau in die Kneipe.

Frau Bertram wußte nur zu gut, wenn sie selbst ein Kind ihr eigen nennen würde, wenn Kinderarme den Hals ihres Mannes umfassen, helles Lachen an sein Ohr klingen würde, dann würde ihr Albert abends zu Hause bleiben, weil sein Herzenswunsch erfüllt wäre.

Durch Zufall wurde der Kreischwester dieser Wunsch der Eheleute Bertram bekannt. Nach einer Aussprache mit ihr nahmen die Eheleute Bertram einen munteren Buben in ihr Haus, um Elternstelle an ihm zu vertreten, der nie seine Eltern gekannt hat.

Welche Freude war damit bei ihnen eingeleitet, frohes Lachen klang in ihren Räumen. Nun hatte auch er „seinen Buben“. „Jetzt weiß ich, wofür ich arbeite,“ so äußerte Bertram sich seiner Frau gegenüber. Die Pflegeeltern gingen nach kurzer Zeit mit dem Vormund des Buben zum Amtsgericht und erklärten das Kind als „eigen“ annehmen zu wollen, was bald darauf die richterliche Genehmigung fand.

Ihr Herzenswunsch war erfüllt, mit ganz geringen Kosten.

Mögen viele kinderlose Eheleute diesem Beispiel folgen und manchem armen Kinde ein Heim bieten, Dank ist ihnen sicher. Viele, die ein Kind anzunehmen wünschen, scheuen die angeblich hohen Kosten. Es sei ausdrücklich bemerkt, daß im Bedürftigkeitsfalle — dieser liegt meistens vor — diese bis auf 100 Mark ermäßigt werden können.

Ferner sei darauf hingewiesen, daß bei unehelichen Kindern der Erzeuger durch die Kindesannahme keineswegs von der Unterhaltspflicht entbunden ist, sondern bis zum vollendeten 16. Lebensjahr die Alimente weiter zahlen muß.

Der Weg zur Kindesannahme ist folgender: Eheleute, die das 50. Lebensjahr erreicht haben, gehen einfach zum zuständigen Amtsgericht oder zu irgendeinem Notar und stellen dort den Antrag. Zweckmäßig ist es, gleichzeitig unter Vorlegung der Verhältnisse den Antrag auf Ermäßigung der Stempelgebühr auf den niedrigsten Satz zu stellen.

Die Ehefrau unter 50 Jahren bringt ein Attest eines Arztes bei, aus dem hervorgeht, daß sie nach ärztlicher Ansicht kinderlos bleibt. Auch in diesem Falle steht der Kindesannahme nichts mehr im Wege.

Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg.]

A. R.

Erste Hilfeleistung bei Erkrankungen und Unglücksfällen
bis zum Eintreffen des Arztes. Verrenkungen: Kalte Umschläge auf das schmerzende Glied, auch Tuchverband zur Linderung des Schmerzes. Ein eventuelles Einrichten des verrenkten Gliedes bleibt lediglich dem Arzt überlassen.

Schnittwunden und Blutungen: Vorsichtiges Auswaschen der Wunde mit 2%iger Karbolsäure, Verbinden mit Watte und Binde. Bei größeren Wunden und

Blutungen Hochlagerung des betreffenden Gliedes, eventuell Abbinden oberhalb der Verletzung. Größte Schonung und Ruhe des Verletzten bis zum Eintreffen des Arztes.

Ohnmachten: Kopf des Bewußtlosen tief lagern, für frische Luft sorgen, mit kaltem Wasser besprengen und Fußten der Haut an Brust und Beinen.

Schlaganfälle: Kopf des Kranken hoch lagern, Eisumschläge auf den Kopf, Senfteig auf Brust und Waden, für größte körperliche und geistige Ruhe sorgen.

Krämpfe: Durch günstige Lagerung des Kranken dafür sorgen, daß er sich keine Verletzungen zuziehen kann.

Erhängten lockere man, nachdem man den Strick entfernt hat, die festanliegenden Kleidungsstücke und nehme dann eine Massage des ganzen Körpers vor, um die Atmung hervorzurufen.

Ertrunkene lege man nach Entfernung der nassen Kleidungsstücke horizontal, öffne ihnen den Mund und entferne den eventuell vorhandenen Schlamm. Dann nehme man die künstlichen Atmungsversuche durch Massage vor. Auch äußere Hautreize können angewendet werden.

Gehirnerschütterungen: Man mache dem Erkrank-

ten Eisumschläge auf den Kopf, auch Einpackungen der Waden durch lauwarme nasse Tücher oder lege Senfpapier auf die Waden.

Vergiftungen: Man bringe den Zeigefinger möglichst tief in die Mundhöhle des Vergifteten, um Erbrechen zu erzielen und gebe soviel warme Flüssigkeit (See, Milch, Öl), als der Patient zu trinken vermag.

Wirksame Gegenmittel sind bei Vergiftung durch:

Pilze: Rizinusöl (Löffelweise), schwarzer Kaffee; Fingerhut, Herbstzeitlose, Tollkirsche: Brechmittel, Senfteig, Essigklystiere, Wein;

Leuchtgas, Kohlenoxyd: frische Luft, künstliche Atmung, Senfteig auf Brust und Waden.

Hitzschlag: Man schafft den Betroffenen an einen schattigen und kühlen Ort, befreit ihn von beengenden Kleidungsstücken und lagert den Kopf hoch; dann mache man kalte Umschläge und kalte Begießungen, wenn möglich leite man die künstliche Atmung ein.

Biß wutverdächtiger Hunde: Man verschnüre das verletzte Glied hinter der Bißstelle, sauge die Wunde aus (Lippen dürfen nicht wund sein), betupfe die Wunde mit Älzmitteln oder brenne sie mit glühendem Messer, Nagel oder Zigarre aus.

Aus Industrie und Technik

Was leistet ein Zentner Kohle?

Der Wegfall der Ueberschichten im Ruhrbergbau, der einen Rückgang der Förderung von monatlich 1 Million Tonnen zur Folge hat, gibt Anlaß zu folgender Berechnung: Zur Erzeugung von einer Kilowattstunde elektrischer Energie braucht man durchschnittlich 1,2 Kilogramm Kohle. Ein Zentner Kohle liefert demnach gegen 44 Kilowattstunden. Der Stromverbrauch einer 25 leuchtigen Metallfadenlampe beträgt ca. 25 Watt. Ein Zentner Kohle würde die Lampe 1400 bis 1500 Brennstunden, d. h. etwa zwei Monate lang ununterbrochen oder auch ein ganzes Jahr über täglich vier Stunden, speisen können. Ein Straßenbahnwagen kleiner Bauart erfordert für ein Kilometer Fahrt auf ebener Strecke 325 bis 400 Wattstunden. Mit Hilfe eines Energiebetrages von etwa 44 Kilowattstunden würde der Wagen eine Strecke von 100 bis 120 Kilometern zurücklegen können. Bei 30 Fahrgästen kämen also auf jeden ein Dreißigstel Zentner, d. h.: unter Auswendung von einem Zentner Kohle kann eine Person im Straßenbahnverkehr ein ganzes Jahr lang — das Jahr zu 300 Arbeitstagen gerechnet — täglich 10 bis 12 Kilometer zurücklegen. Ein Schnellzug verbraucht auf einen Kilometer 10 bis 12 Kilogramm Steinkohle, ein Güterzug 15 bis 25 Kilogramm. Nehmen wir an, daß ein D-Bug 500 bis 600 Passagiere befördert, so beträgt der Kohlenverbrauch des Zuges für eine Person und einen Kilometer rund 20 Gramm. Für eine Reise von Leipzig nach Berlin brauchte deshalb jeder Fahrgast nur 3½ Kilo Kohlen zu liefern, von Berlin nach München käme man mit 13 Kilogramm aus.



Ein Spannungsmesser für 250 000 Volt. Die elektrischen Hochspannungsanlagen haben wegen ihrer wirt-

schaftlichen und technischen Vorzüge neuerdings an Zahl und Umfang wesentlich zugenommen und erstrecken sich heute auf die verschiedensten Gebiete. So werden in der chemischen Industrie, der Heilbehandlung, der drahtlosen Telegraphie, um nur einige Beispiele zu nennen, heutzutage elektrische Spannungen von einer Höhe verwendet, an die man früher kaum gedacht hat. Während noch vor einigen Jahren Spannungen von 20 000 oder 50 000 Volt schon für sehr hoch galten, sind heute solche von 100 000 Volt und darüber keine Seltenheit mehr. Das elektrische Großgewerbe mußte mit dieser lebhaften Entwicklung der Hochspannungstechnik Schritt halten und besonders dauernd Meßgeräte für immer höhere Spannungen bereitstellen. Eine Höchst- und Glanzleistung auf dem Gebiete der Hochspannungsmessgeräte stellt der von Ingenieur A. Palm der Firma Hartmann & Braun (Frankfurt a. M.) gebaute Spannungsmesser für 250 000 Volt dar, von dem hier die Rede sein soll.

Die größte Schwierigkeit beim Bau von Meßgeräten für so gewaltige Spannungen besteht darin, das Gerät und seine Teile gegen einen Spannungsausgleich, der natürlich verheerend wirken und das Leben des mit der Handhabung des Gerätes betrauten Beobachters ernstlich gefährden würde, durch sehr hohe Isolation in völlig ausreichender Weise zu sichern. Der Erfinder hat dies in der Hauptsache dadurch erreicht, daß er die spannungsführenden Teile des Gerätes statt mit Luft mit Preßstickstoff umgibt, der einen überaus hohen Isolationswiderstand hat. Und zwar ist der Strommesser nicht in Stromeinheiten, sondern in Kilovolt (1000 Volt) geeicht, so daß man an ihm ohne weiteres die Höhe der zu messenden Spannung ablesen kann. Dank dieser Einrichtung führt nur der Wagebalken der erwähnten elektrischen Wage Hochspannung. Er ist von einem starken Bronzeständer



Neuer Hafen (Ölgemälde)

E. v. Perfall

umschlossen, der mit Preßstickstoff von 12 Atmosphären Druck ausgefüllt ist. Dieses Gehäuse ist auf einem von allen Seiten freistehenden Tisch untergebracht, der auf vier starken zuckerhutförmigen Porzellanfüßen ruht. Der Beobachter, dessen Platz $1\frac{1}{2}$ m von dem Gerät entfernt ist, stellt mit Hilfe eines Fernrohres das eingetretene Gleichgewicht des Wagebalkens an einer am Gehäuse angebrachten Spiegelvorrichtung fest und liest mittels eines zweiten Fernrohres die Anzahl der Kilovolt an dem Zeigergerät ab. Die zu dem Geräte gehörenden Umschalter und Widerstände bedient der Beobachter mit Hilfe langer Isolierstangen.

Der neue Hochspannungsmesser ist von dem Erfinder zu zahlreichen Messungen und Eichungen bis zu 250 000 Volt und sogar darüber mit bestem Erfolge verwandt worden. Herr Palm ist der Ansicht, daß es ohne Mühe möglich sein wird, nach dem angegebenen Grundgedanken Meßgeräte für noch wesentlich höhere Spannungen zu bauen.

E. A.



Herstellung von Zinnfolie in China. Zinnfolie wird nach dem „Prometheus“ in China auf äußerst einfache Weise hergestellt. Der Hauptföhr befindet sich in der Gegend von Swatow, wo etwa 700 Tonnen Zinn zu

diesem Zwecke jährlich verarbeitet werden. Das Zinn wird in Steinformen zu Platten fertig ausgestoßen, die dann in kleine Stücke zu 42 bis 50 mm zerschnitten werden. Von diesen werden 210 auf die glatte Fläche eines Granitblockes gelegt und mit einem Hammer bearbeitet. Wenn diese Bleche die erforderliche Dünne erreicht haben, wird ein anderer zweiter Stoß darauf geschichtet und diese 420 Bleche werden nun wieder ausgehämmert. Dieses Verfahren wird so lange fortgesetzt, bis die Säule etwa 3360 Bleche zählt und etwa $6,10 \times 304,75$ mm mißt. Während der beiden letzten Bearbeitungsvorgänge wird eine Lederscheibe zwischen den Granitblock und die Folie gelegt, obenauf wird Abfallzinn als Schutzdecke gebreitet, damit der Schlag des Hammers etwas gedämpft wird. Nun werden die Bleche in drei Teile zerschnitten, die wieder aufgebaut und zusammengepreßt werden, bis sie ungefähr 330 zu 457 mm messen. Nun ist der Arbeitsprozeß vollendet. Während des ersten Arbeitszeitabschnittes wird das Blech über Nacht mit Dampf behandelt, während des zweiten Stadiums muß es in einem besonderen Ofen über einem Holzkohlenfeuer in bestimmten Zwischenräumen erwärmt werden, damit die Zinnbleche nicht aneinanderbacken und eine glatte Oberfläche erhalten wird. Angegeben wird, daß 45 kg Zinn etwa 27 bis 31 kg gute Zinnfolie ergeben können.

Wissen und Unterhaltung

Verborgene Spuren.

Kriminalroman von Sven Elvestad.

Einzig berechnigte Übersetzung aus dem Norwegischen von W. P. L.

1. Kapitel: Mein Freund.

Ich hatte ihn seit mehreren Jahren nicht mehr zu Gesicht bekommen, als er eines Tages ganz unerwartet in mein Hotelzimmer trat.

Ich wohnte damals seit einiger Zeit in einer kleinen norwegischen Fjordstadt. Ich kannte niemand in dieser Stadt, verkehrte mit niemanden und hielt mich die meiste Zeit über im Hotel, in meinem Zimmer, auf; erst um die Dämmerung pflegte ich einen halbstündigen Spaziergang zu machen, um sodann wieder zu meiner Arbeit zurückzukehren.

So verging ein Tag um den andern, und ich mag nicht bestreiten, daß mir diese Art von Lebensführung allmählich selber eintönig und langweilig vorkam; ich fühlte das Bedürfnis nach Abwechslung, nach einer andern Umgebung; ja sei es womöglich auch nur nach einem andern Hotel; überdies aber wirkte der Umstand, daß ich mich langweilte, auch auf meine Arbeit ein, die bei weitem nicht mehr so glatt, wie vordem, vonstatten ging.

So saß ich denn eines Tages da und dachte allen Ernstes darüber nach, ob ich nicht meine Koffer packen und abreisen sollte; ich brauchte ja, wenn ich sonst nicht wollte, nicht einmal sonderlich weit reisen, sondern konnte einfach die nächste südlicher gelegene Küstenstadt aussuchen, wo ich noch von früher her ein gutes, altes Hotel mit einem außerordentlich tüchtigen Wirt kannte, ein Hotel mit großen, warmen Zimmern, einem vorzüglichen Abendtisch und höflicher, aufmerksamer Bedienung. Ich saß am Schreibtisch und ärgerte mich mit der knirschenden Feder herum, ohne zu einem Entschluß kommen zu können, — es war noch nicht einmal Zeit zu meinem abendlichen Spaziergang, denn die Sonne war noch nicht untergegangen, und ich konnte durch das Fenster sehen, wie sie mit einer schweren, schwarzen Wolke kämpfte, die wie ein goldumränderter Goldwagen langsam über die weite Fläche des Himmels dahinglitt . . .

Es mußte mit der Feder doch wohl etwas nicht in Ordnung sein; ich nahm deshalb eine neue, aber auch diese sagte mir nicht zu, und schließlich erhob ich mich unwillig und begann im Zimmer auf und ab zu wandern, machte mir mechanisch am Ramin zu schaffen, der längst erloschen war und sah von Zeit zu Zeit durch das Fenster hinaus, wie weit die schwarze Wolke auf ihrer Fahrt bereits vorgeückt war. Sie sank nun mehr und mehr zum westlichen Horizont hinab und schien den Tag mit sich zu ziehen. Ich strich prüfend mit den Fingern über die Fensterscheiben, die bereits eiskalt geworden waren, denn wir schrieben erst Ende März, draußen lagen überall noch Schneewehen, die Pfützen und Tümpel waren jeden Morgen fest zugefroren, und an den Bäumen war noch nicht die geringste Spur des nahenden Frühlings zu sehen.

Ich ließ die Rollgardinen herab, drehte das elektrische Licht an und setzte meine Wanderung durch das Zimmer fort, ohne daß ich zu sagen vermocht hätte, an was ich die ganze Zeit über eigentlich dachte. Jedenfalls aber wies ich alle Merkmale einer schlechten Laune auf, darunter

eines der hauptsächlichsten: ich begann angestrengt auf alle möglichen gleichgültigen Geräusche zu horchen, die von draußen zu mir hereindringen, auf die Stimmen im andern Teile des Hauses, auf das Scharren eines Stuhles im Stockwerk über mir oder das Schlurfen von Schritten, die sich irgendwo fern in den Gängen verloren . . .

Endlich aber nahm ich mich doch zusammen, setzte mich an den Schreibtisch und griff aufs neue zur Feder. Fast gleichzeitig aber ertönten draußen im Gang abermals Schritte, die nur diejenigen eines Fremden sein konnten, denn ich hatte es mit der Zeit gelernt, die Schritte aller Hausbewohner voneinander zu unterscheiden. So ging zum Beispiel Alma, das Zimmermädchen, und so ging Theodora, die Köchin, und so — ganz langsam und schwer — ging der Wirt selbst. Die Schritte aber, die ich jetzt im Gang draußen hörte, konnten nur die eines Fremden sein, denn sie waren zögernd und unsicher, als wüßten sie selbst nicht recht, wo sie hinwollten, ja bisweilen verstummten sie ganz, als müsse der Fremde erst nach den Türnummern sehen . . .

Und plötzlich hatte ich das bestimmte Gefühl, daß diese Schritte da draußen im Gang auf mich zuwanderten. Ich legte die Feder hin und sah gespannt nach der Tür. Und in der Tat: draußen vor meiner Tür machten die Schritte halt, es klopfte, ich rufe „Herein!“, und ein unbekannter Mann tritt zögernd über die Schwelle.

Das heißt, ein Unbekannter war es ja eigentlich nicht, sondern es war vielmehr einer meiner alten Freunde, den ich nun bereits seit zwei Jahren nicht mehr gesehen, ja fast völlig aus dem Gedächtnis verloren hatte, so daß es sogar ein Weilchen dauerte, bis ich ihn überhaupt wiedererkannte. Er war der erste, der einige Schritte auf mich zu tat und mir in seiner alten, herzlichen Weise die Hand entgegenstreckte.

Ich machte kein Hehl aus meiner Freude über dies völlig unerwartete Wiedersehen, und auch er schien ehrlich erfreut zu sein, obwohl diese Freude auf seinem Gesicht nicht zum Ausdruck kam, das seinen ernststen, verschlossenen, ja beinahe harten Ausdruck beibehielt. Ich mußte unwillkürlich staunen: als ich Fridtjof Bugge vor zwei Jahren zum letztenmal gesehen hatte, war er ein sechs- und zwanzigjähriger, bartloser junger Mann gewesen, der das Leben durch rosenrote Brillengläser sah; der Mann aber, der da jetzt vor mir stand, war inzwischen so gealtert, daß er den Eindruck eines Vierzigers machte.

Er schien meine Gedanken zu erraten, denn er sagte, während ich ihn noch immer betrachtete, ganz unvermittelt: „Du findest wohl, daß ich inzwischen sehr gealtert bin, wie?“ Und er lächelte wehmütig, während er in der Sofaecke Platz nahm. „Ja, es ist schließlich kein Wunder, denn ich habe die Zeit über viel Sorgen gehabt . . .“

Ich bemerkte erst jetzt den Ring, den er am Finger trug.

„Du bist verlobt?“ fragte ich.

„Ja,“ antwortete er rasch. „Ich bin mit dem schönsten Mädchen der Umgegend, mit der Tochter unseres Amtmannes, verlobt.“

Mehr schien er über diese Angelegenheit nicht sagen zu wollen, ja ich hatte beinahe das Gefühl, als sei meine Frage ihm etwas peinlich gewesen.

„Aber ich muß dir ja vor allem einmal erzählen,

warum ich dich aufgesucht habe. Wie du wohl weißt, wohne ich mit meinem Vater draußen auf dem alten Gut, das er vor beinahe zehn Jahren gekauft hat. Ich soll ja als einziger Sohn das Gut später einmal übernehmen und muß mich deshalb natürlich beizeiten einarbeiten, was übrigens auch mein eigener Wunsch ist, denn du wirst dich entsinnen, daß ich nie ein großer Bücherwurm war, sondern stets mehr Lust zu praktischer Arbeit hatte. — Nun war ich also heute hier in der Stadt, um zwei neue Dreschmaschinen zu kaufen und ging nach Abschluß des Geschäftes mit den Kaufleuten drunten in das Restaurant, als ich in der Halle zu meinem größten Staunen deinen Namen auf der Hoteltafel sehe. Und da bin ich nun also und bin gern bereit, die andern drunten ihrem Grog und ihrem sonstigen Schicksal zu überlassen . . .“

Wir ließen Whisky und Soda bringen und Fridtjof erzählte eine ganze Weile von seinen Erlebnissen in den letzten zwei Jahren. Er erzählte viel gänzlich nebensächliche Dinge, während ich mich des Eindrucks nicht erwehren konnte, daß er mit seinen Gedanken ganz wo anders sei, ja einen Augenblick sogar glaubte, er habe womöglich etwas zu viel getrunken, was allerdings durchaus nicht der Fall war. Es war eben eine gewaltige Veränderung mit ihm vorgegangen, und gerade während er sprach, hatte ich die beste Gelegenheit, ihn zu beobachten. Um seine Mundwinkel lag jetzt ein fremder, starrer Zug, den ich dort früher nie gesehen hatte, als habe er andauernd schweren Kummer gehabt, und seine vormals so hellen, lustigen Augen blickten jetzt scheu und unstet, als sei er stets vor irgend etwas auf der Lauer.

Ich sahe also und betrachte ihn nachdenklich und höre kaum zu, was er sagt — er erzählt irgend etwas von der Landwirtschaft und den Ernteaussichten —, als er plötzlich das Thema abbricht und ganz unerwartet fragt: „Kannst du dich eigentlich noch an meinen Vater erinnern?“

„Ich glaube doch,“ sage ich, „obwohl ich ihn, soweit ich weiß, nur einmal gesehen habe. Ein großer starker Mann mit grauem Vollbart, nicht wahr?“

„Ja, und mit großen, buschigen Augenbrauen. Eine wahre Hünengestalt, findest du nicht?“

„Doch,“ sage ich, „aber wie kommst du jetzt eigentlich plötzlich darauf?“

Fridtjof antwortete nicht sogleich; er dachte erst ein Weilchen nach. Dann kam es zögernd: „Wie ich darauf komme? Weil du findest, daß ich mich verändert habe. Aber da solltest du nur erst mal den Alten sehen! Ich selbst hätte es niemals für möglich gehalten, daß zwei, drei Jahre das aus einem Menschen machen können!“

„Hat er etwa gleichfalls große Sorgen gehabt?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte er. „Ich muß tatsächlich gestehen, daß ich nichts darüber weiß.“

Ich lächelte.

„Das ist allerdings etwas merkwürdig,“ sagte ich, „denn man pflegt doch sonst für gewöhnlich über Freude und Leid seiner nächsten Angehörigen unterrichtet zu sein, und du hast doch überdies auch noch die ganze Zeit über draußen auf dem Gut gelebt . . .?“

Fridtjof sah mich schweigend an, und ich las etwas wie verstecktes Mißtrauen in seinem Blick.

Kurz darauf sagte er: „Ja, siehst du, es ist überhaupt sonderbar, wenn man längere Zeit auf so einem Gut für sich selbst dahinlebt, lebt man sich schließlich in eine ganz eigene Gedankenwelt ein und wird mehr und mehr zum Eigenbrödlern und zum Grübler . . .“

„Nanu! Auf einem so großen Gut! Habt ihr denn da nicht den ganzen Tag alle Hände voll zu tun —?“

„Doch, doch, das haben wir allerdings. Aber wenn man mal irgend so etwas im Kopf hat, so wird man die Gedanken am Ende auch während der Arbeit nicht los . . . Weißt du vielleicht noch, wie ich mich früher stets über nervöse Menschen lustig gemacht, ja geradezu bestritten habe, daß es überhaupt etwas wie Nervosität gibt? Ja, mein Lieber, aber heute —“

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wolle er die unbequemen Gedanken verschrecken.

„Was — heute?“

„Heute habe ich eine derartige Unruhe in mir, daß ich mich manchmal kaum mehr zu lassen weiß . . .“

Ich klopfte ihm beruhigend auf die Schulter.

„Und es ist wirklich wahr, daß du verlobt bist?“ fragte ich.

„Ja, gewiß ist das wahr,“ antwortete er, anscheinend erstaunt über meine Frage.

„Und du liebst sie?“

„Allerdings.“

„Und sie liebt dich auch?“

„Ja, sie liebt mich auch.“

„Dann verstehe ich allerdings nicht . . .“ sagte ich, indem ich mich von meinem Stuhl erhob. „Ich wäre nämlich fast versucht gewesen, unglückliche Liebe bei dir anzunehmen . . .“

Er machte eine abwehrende Handbewegung und schüttelte den Kopf.

„Nein, nein,“ sagte er, „das ist es nicht. Oh, es ist etwas ganz anderes!“

Und er warf mir wiederum den gleichen prüfenden, etwas mißtrauischen Blick zu, wie vorhin.

„Sag, bist du eigentlich abergläubisch, mein Lieber?“ fragte er.

„Nicht im geringsten.“

„Hm, ich allerdings auch nicht . . .“

Er schwieg nachdenklich und merkte anscheinend gar nicht, daß ich ihn vom Fenster aus beobachtete. Der Schein des elektrischen Lichtes fiel nun voll auf sein Gesicht, und ich sah eigentlich erst jetzt so recht, wie alt und abgemagert und abgezehrt er war.

„Nun muß ich wohl aber wieder gehen,“ sagte er plötzlich und erhob sich.

„Ja aber warum denn?“ fragte ich, indem ich ihn wieder in die Sofaecke niederdrückte. „Bleib doch noch ein wenig! Oder mußt du mit dem Zug heim?“

„Nein, mein Wagen wartet draußen, mit einem Pferd — wie der Blik, sage ich dir!“

„Na, ja,“ sagte ich, „nun paß mal auf: wenn du schon doch einmal zu mir heraufgekommen bist, so möchte ich doch wirklich gern wissen, was denn eigentlich mit dir los ist —?“

„Es ist nichts weiter los,“ antwortete er ausweichend, „ich habe mich über nichts zu beklagen . . .“

„Nun, das ist ja nur eine Ausrede. Ich will natürlich nicht in dich dringen, aber dein ganzes Gebaren macht auf mich einen so merkwürdigen Eindruck, daß mir scheint, du hättest irgendein Geheimnis vor mir, das dich bedrückt —?“

Er machte neuerdings Miene aufzustehen.

„Ja, nun werde ich aber wirklich gehen müssen,“ sagte er.

Und kurz darauf, zögernd: „Übrigens könntest du mir einen sehr großen Dienst erweisen . . .“

„Nämlich —?“

„Indem du jetzt mit mir fährst und einige Zeit bei uns draußen auf dem Gut bleibst . . .“

Dieser Vorschlag kam so unerwartet, daß ich unwillkürlich laut auflachen mußte.

„Du sollst ein prächtiges Zimmer haben, niemand wird dich in deiner Ruhe stören oder dich sonstwie beanspruchen, und du wirst in jeder Beziehung leben wie ein Prinz . . .“

Er packte mich beim Arm.

„Also, entschließ' dich,“ bat er. „Oder meinst du nicht, daß du draußen bei uns schließlich ebensogut wirst arbeiten können, wie hier in diesem Hotelzimmer?“

Ich dachte einen Augenblick nach. Ich dachte an die Mißstimmung, in der ich mich die ganzen letzten Tage über befunden hatte, und ich wußte, daß ich nichts als Veränderung brauchte, um wieder wie vordem mit meiner Arbeit vorwärtszukommen . . . Sollte ich womöglich einschlagen . . .?

Aber es handelte sich auch noch um etwas anderes: denn ich hatte das bestimmte, unabweisbare Gefühl, daß Fridtjof irgend etwas vor mir verbarg, daß er in der Zwischenzeit, in der wir uns nicht gesehen, etwas erlebt hatte, mit dem er mir gegenüber absolut nicht herauswollte. Die merkwürdigen Redewendungen über seinen Vater und das Gut, die Unruhe, von der er sich, seiner Behauptung nach, nicht freimachen konnte und die Veränderung in seinem Äußeren — alles das zusammen genommen sagte mir, daß ich vielleicht irgend etwas Besonderes erleben werde, wenn ich mit ihm fahren würde.

„Also tu' mir den Gefallen,“ bat er nochmals.

„Gut,“ sagte ich, „das will ich ja auch gern. Aber, sieh mal, ich möchte euch andererseits doch auch nicht zur Last fallen . . .“

„Was für ein Unsinn! Im Gegenteil: du erweist mir ja einen großen Dienst! Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie furchtbar einsam ich bin, und wie mich der Gedanke freut, endlich mal wieder ein anderes Gesicht um mich zu haben!“

„Einsam . . .“ wiederholte ich. „Wie merkwürdig! Wie kann man denn überhaupt auf einem so großen Gut einsam sein?“

„Also gut,“ lenkte er ein, „vielleicht ist es nicht einmal allein das Einsamkeitsgefühl, vielleicht ist es auch noch etwas andres . . . Hast du zum Beispiel schon einmal das ganz bestimmte Gefühl gehabt, daß irgendeine große Gefahr, die du einstweilen noch nicht kennst, gegen dich im Anzug ist —? Du weißt nicht, welcher Art sie ist, und woher sie kommt, und du fürchtest sie doch und hast Tag und Nacht keine Ruhe vor ihr . . . Kennst du das Gefühl nicht?“

Ich antwortete nicht, sondern sah ihn nur schweigend an.

„Du kennst es also nicht,“ sagte er leise.

„Doch,“ antwortete ich, indem ich seine Hand in die

meine nahm, „ich kenne es sehr wohl, und ich sehe auch, daß du unglücklich bist. Und deshalb reise ich noch heute abend mit dir!“

Er drückte meine Hand und bedankte sich. Er drückte meine Hand ein zweites Mal und bedankte sich neuerdings, und allmählich stiegen wirklich gelinde Zweifel in mir auf, ob er meinen Namen nur rein zufällig auf der Hoteltafel drunten gelesen hatte. Sollte das Ganze nicht etwa nur eine von vornherein abgekartete Sache sein, und war er nicht überhaupt vielleicht nur in die Stadt gekommen, um mich auf sein Gut hinauszuholen? Er hatte ja von irgendwoher erfahren können, daß ich mich hier für einige Zeit niedergelassen hatte, ja er hatte sogar aus der Presse erfahren können . . . Gleichviel, soviel stand fest: er hatte irgend etwas auf dem Herzen, und

was auch daraus entstehen mochte, ich war fest entschlossen, seine Bitte zu erfüllen und ihm auf das Gut hinaus zu folgen.

Nun aber geschah etwas ganz Eigenartiges, das mich noch in der Überzeugung bestärkte, daß mein Freund stark nervös sein mußte.

Ich sagte zu ihm, wir könnten ja zusammen hinuntergehen, und während ich im Bureau des Hotels meine Rechnung bezahlte, könne er ja einmal nach dem Pferd sehen. Er war einverstanden, und ich öffnete die Tür zum Gang hinaus und ließ ihn vorangehen.

Raum aber hatte er einige Schritte in der Dunkelheit getan, als er gegen mich zurückdrängte . . .

„Hallo?“ rief er.

„Nanu?“ fragte ich. „Was ist denn da los?“

„Oh nichts weiter,“ antwortete er, etwas verlegen, „ich wußte nur nicht, daß der

Gang so ganz und gar dunkel sein würde . . .“

Im Gang war es wirklich sehr dunkel. Die Zimmermädchen mußten vergessen haben, das elektrische Licht anzudrehen; es war, als stecke man in einem stockdunklen Sack, und während ich nach dem Kontakt tastete, stand mein Freund unbeweglich im Dunkel irgendwo in der Nähe der Tür.

Als das Licht endlich aufflammte und bis in die fernsten Winkel des Ganges drang, war es mir einen Augenblick, als habe mein Freund erleichtert aufgeatmet, aber ich konnte mich ja auch geirrt haben, — jedenfalls hatte ich bis dahin nicht gewußt, daß er sich nach der Art kleiner Rinder im Dunkeln fürchtete . . .

Warum aber hatte dann aus dem „Hallo?“, mit dem er in das Zimmer zurückgewichen war, eine so ganz und gar eigentümliche Angst geklungen? Es war ganz, als hätte er im Dunkel des Ganges irgend etwas gesehen, das ihn erschreckt hatte, und ich mußte unwillkürlich wieder an seine Redewendung von dem Vorausahnen einer Gefahr zurückdenken, die sich langsam und unerbittlich nähert, ohne daß man doch wüßte, welcher Art sie ist, und woher sie kommt. Ganz als wenn man sieht, wie ich vor kurzem noch gegessen hatte, und auf die Schritte eines Unbekannten draußen im Gange lauscht . . .

Bei der Erziehung ist
das Beispiel die Hauptsache;
ohne dieses
hilft alles Belehren und
Zureden nichts.

Sattler.

Ich machte mich von diesem Gedanken frei, nahm meinen Freund unter den Arm und stieg langsam mit ihm die Treppe hinab, während ich über allerlei nebensächliche Dinge plauderte. — Ich ordnete meine Rechnung im Bureau des Hotels, und inzwischen ging er hinaus, um nach dem Pferd zu sehen, trat jedoch schon kurz darauf wieder ein.

„Höre,“ fragte er, „könntest du dein Gepäck nicht möglicherweise mit der Bahn befördern lassen? Ein Handkoffer würde dir ja für ein, zwei Tage wohl auch genügen? Siehst du, ich möchte nämlich schnell fahren, und der Wagen hält eine sehr viel stärkere Belastung nicht mehr aus.“

„Gewiß,“ antwortete ich, „dagegen habe ich durchaus nichts einzuwenden, um so mehr, als das Hotel die Beförderung ja gern übernehmen wird.“

Ich warf einen Blick auf die Uhr. Sie zeigte auf sieben, und ich hatte um vier Uhr zu Mittag gespeist.

„Wie lange haben wir denn eigentlich zu fahren?“

„Drei Stunden etwa.“

„Ja, aber dann bekommen wir ja vor halb elf nachts nichts mehr zu essen. Wäre es da nicht das Beste, wenn wir vorher hier im Hotel das Abendbrot einnehmen würden?“

Aber mein Freund stand bereits fix und fertig, mit der Peitsche in der Hand, da und klopfte mit dem Stiel ungeduldig gegen seinen Stiefelschaft.

„Nein, nein,“ bat er, „laß uns nur lieber jetzt gleich fahren! Ich will dann zusehen, daß ich den Hengst gehörig ausgreifen lasse und den Weg in zweieinhalb Stunden mache.“

Ich sah ihn einen kurzen Augenblick an . . . Wie merkwürdig scharf mir die ganze Szene noch jetzt, da ich dies schreibe, vor Augen steht! Seine hohe, schlankte Gestalt hob sich dunkel von der weißen Marmortafelung der Hotelhalle ab. Er trug an diesem Abend eine Art Pelzmütze, deren Ohrenklappen herabgeschlagen waren, seine Kleider aus wasserdichtem Stoff waren von ländlichem Schnitt, und die Beinkleider waren in die pelzverbrämten Stiefelschäfte gesteckt, die ihm bis zu den Knien hinaufreichten . . .

Er schien eine Antwort von meiner Seite zu erwarten, sah mich ein Weilchen fragend an und sagte dann plötzlich, hart und entschlossen: „Beeile dich also! Wir müssen fort! Ich lebe in einer ständigen Furcht, daß in meiner Abwesenheit etwas passieren könnte.“

Ich eilte noch einmal in mein Zimmer hinauf, tat das Unentbehrlichste in meinen Handkoffer und stand in wenigen Minuten bereits wieder drunten neben meinem Freund auf der Straße.

Der Wagen wartete vor dem Portal, und der prächtige Hengst scharrte ungeduldig mit den Hufen und machte die Pflastersteine helle Funken sprühen . . .

2. Kapitel: Der Hund.

Ich sitze da und denke darüber nach, wann ich eigentlich zum erstenmal das bestimmte Gefühl hatte, einer Gefahr entgegenzugehen, ob es schon während der Fahrt auf Bugges Gut hinaus oder eigentlich erst ein paar Tage später war.

Das Benehmen meines Freundes während seines Besuches bei mir hatte allerdings einen sonderbaren Eindruck auf mich gemacht, es wurde mir im Laufe unsrer Fahrt jedoch noch unverständlicher, ohne daß ich eine plausible Erklärung dafür zu finden vermocht hätte. Während er zuerst noch verhältnismäßig ruhig war und

von allen möglichen persönlichen Verhältnissen plauderte, unter anderem davon, daß er in etwa einem halben Jahr zu heiraten beabsichtigte, wurde er nach und nach sichtlich nervöser und trieb den Hengst schon nach kaum einer halben Stunde mit Zügelzerren und Peitschenhieben an. Ich machte ihn ausdrücklich darauf aufmerksam, daß er meinerwegen nicht so zu eilen brauche, da ich, wenn es sein mußte, mit dem Abendessen gut auch noch vier, fünf Stunden warten könne; aber er schien seiner Unruhe nicht Herr werden zu können und trieb, statt aller Antwort, den Traber, der unverwundlich zu sein schien, nur noch schärfer an. Hin und wieder sausten wir über Stellen der Landstraße, die noch mit starken Schneewehen bedeckt waren, und der Schnee wurde von den Rädern in ganzen Klumpen zu uns hereingewirbelt; es wurde bei der scharfen Fahrt mit der Zeit auch bedenklich kühl, und ich schlug deshalb meinen Pelztragen bis hoch über die Ohren hinauf.

Unsere Unterhaltung schleppte sich nur mühsam vorwärts, und nachdem ich einige vergebliche Versuche gemacht hatte, sie in Fluß zu bringen, gab ich sie als aussichtslos auf. Überdies brachte das wahnwitzige Tempo der Fahrt eine gewisse Spannung mit sich; in den Kurven hatte ich die größte Mühe, mich festzuhalten, um nicht hinausgeschleudert zu werden, und manchmal schien es mir, als balanciere unser leichter, zweirädriger Wagen überhaupt nur noch auf einem Rad. Dazu war es, wenn wir bisweilen längere Zeit durch dichten Wald fuhren, so stockdunkel, daß ich nicht schrittweit zu sehen vermochte, während der Hengst, als sei es hellichter Tag, unbeirrt im gleichen Trab weiterfaute. Ab und zu kamen wir an Bauern mit Wagen oder Schlitten vorbei, die uns kopfschüttelnd nachsahen, ja einen von ihnen hörte ich noch von ferne den andern zurufen: „Ah, das ist der Verrückte! Na, da braucht ihr euch nicht weiter wundern!“

Wir ließen den Wald hinter uns und fuhren eine ganze Weile zwischen Ackerland dahin, hinter dem in weiter Ferne die Lichter einer Ansiedlung glänzten. — Und nun fällt es mir auch wieder ein, daß ich in der Tat schon während der Fahrt das Gefühl einer herannahenden Gefahr hatte, zu dem allerdings auch äußere Umstände beigetragen haben mochten: die dunkle Nacht inmitten der Wälder, die wahnwitzige Fahrt, das sonderbare Benehmen meines Freundes und schließlich noch das, was uns während der Fahrt passierte.

Wir mochten nun etwa zwei Stunden unterwegs sein und hatten während der letzten halben Stunde nicht ein Wort gewechselt, als Fridtjof plötzlich sagte: „Siehst du den Lichtschein da drüben, links vom Walde?“

„Gewiß.“

„Das ist unser Gut, und in einer Viertelstunde sind wir daheim. Wir sind brillant gefahren, denn man rechnet sonst gut drei Stunden für die Strecke, die wir jetzt in zweieinviertel gemacht haben.“

Er suchte den Hengst allmählich in ein etwas langsames Tempo zu bringen, aber auch dieser schien gewissermaßen vom Rekordteufel besessen zu sein, denn er griff nur noch stärker aus und raste dahin, wie wenn ein Präriebrand hinter ihm her sei.

Wir fuhren nun durch den letzten, dem Gut vorgelagerten Wald, in einer Dunkelheit, wie in einem Eisenbahntunnel.

„Merkwürdig,“ konnte ich mich nicht enthalten zu sagen, „mit welcher Sicherheit ein Pferd dahinsaut, wo ein Mensch nicht die Hand vor Augen sehen würde . . .“

„Oh, das kennt den Weg genau,“ antwortete Fridtjof.
„Das macht ihn bei Nacht genau so sicher wie bei Tage.“

Ich sah zu ihm hinüber. Und plötzlich bemerkte ich, wie er sich vornüberbeugte; ich konnte sein Gesicht nicht unterscheiden, aber es schien mir, als starre er angestrengt in die Dunkelheit vor uns hinaus.

Und da geschah es . . .

Das Pferd machte mitten in seinem Lauf halt und bäumte sich entsetzt auf . . . Der Wagen bekam einen so gewaltigen Stoß, daß wir unfehlbar hinausgeschleudert worden wären, wäre es uns nicht noch im letzten Augenblick gelungen, uns an der Rückenlehne festzuhalten . . .

„Ja, was in Teufels Namen ist denn los?“ rief ich.

„Gib acht!“ rief Fridtjof. „Spring vom Wagen und komm hierher!“

Er selbst hatte bereits das Pferd am Baum ergriffen und gab sich alle Mühe, um es festzuhalten und zu beruhigen.

„Es hat irgend etwas gesehen,“ sagte er. „Dachte ich es mir doch! Dasselbe ist an der gleichen Stelle nämlich schon mehrmals passiert . . .“

Dort, wo wir standen, machte der Weg eine scharfe Kurve. Links erhob sich ein aus rohen Feldsteinen gefügter Zaun, der den Wald von der Landstraße trennte, und hinter dem Zaun schien, dem Geräusch nach, ein kleiner Waldbach dahinzufließen, rechts zog sich dichter, undurchdringlicher Hochwald zu den Hügelflämmen hinauf.

Fridtjof Bugge sah eine Weile ängstlich in das Walddunkel hinein, aber es war nichts Verdächtiges zu hören noch zu sehen; nur der Nachtwind sauste dumpf und melancholisch in den Kronen der mächtigen Bäume . . .

Aber auch auf der Landstraße selbst war nichts zu entdecken; wir hatten nicht einmal einen Ruf oder Schrei gehört. Was konnte denn aber das Pferd in einen so gewaltigen Schrecken versetzt haben? Es schien, daß es auch jetzt noch immer irgend etwas sah, denn es war mit keinen Mitteln zu bewegen, sich auch nur von der Stelle zu rühren . . . Ich mußte an die mancherlei Geschichten denken, in denen Pferde etwas sehen, was dem menschlichen Auge unsichtbar bleibt, aber ich konnte für den Vorfall mit dem besten Willen keine plausible Erklärung finden.

Inzwischen suchte Fridtjof das Pferd, so gut es ging, zu beruhigen, und nach etwa einer halben Stunde hatte er es so weit, daß es sich, wenn auch widerstrebend, am Baum vorwärts führen ließ. Aber es ging dabei so nahe wie nur möglich an den Steinzaun heran und sah sich die ganze Zeit über mit allen Zeichen der Angst nach

der Stelle der Landstraße um, wo ihm der Schrecken in die Glieder gefahren war . . .

Als die gefährliche Stelle ein Stück hinter uns lag, setzte es ein Tempo an, daß ich in der Tat meinte, jeden Augenblick würde irgendeines der Räder der Teufel holen, ließ den Walbrand in wenigen Minuten nur noch als einen schmalen, schwarzen Streifen hinter uns und stürmte nach kurzem bereits, völlig mit Schaum bedeckt, in den Gutshof ein . . .

Das Licht aus den Fenstern des großen Gutes fiel weit über den Hof hinaus, und die Pferdeknechte eilten unter Laternenschwingen herbei, um das Pferd in Empfang zu nehmen und in den Stall zu führen.

„Wie ein Donnerwetter hat diese Fahrerei von weitem geklungen . . .“ sagte irgendein graubärtiger Mann in Hemdsärmeln, der herbeieilte, um abzuspannen.

„Ja . . . ich konnte nichts dafür,“ antwortete der junge Bugge, während er immer noch das tiefatmende Pferd beruhigend auf den Hals klopfte. „Es hat eben wieder mal etwas gesehen. Und dann war es, als wenn der Teufel hineingefahren sei . . .“

„So, so,“ sagte der Alte und schüttelte bedenklich den Kopf, indem er zum Wald hinübersah, der sich wie eine undurchdringliche, schwarze Mauer aus dem nächtlichen Dunkel hervorhob. „Ich möchte doch wirklich für mein Leben gern wissen, wer oder was da seit einiger Zeit sein Unwesen treibt . . .!“

Fridtjof schien ihm etwas erwidern zu wollen, aber im gleichen Augenblick ging die Tür zum Gutshause auf, und eine Gestalt trat in den niedrigen Säulengang hinaus, wo sie abwartend stehen blieb. Ich konnte von ihr nichts als die undeutlichen Umrisse sehen, aber ich sah ein Glühen im Dunkel, wie von einer Pfeife oder Zigarre.

„Bist du es, Vater?“ fragte Fridtjof.

„Ja, mein Junge,“ antwortete eine freundliche Stimme.

„Ich habe einen Gast mitgebracht, einen guten, alten Freund, den ich in der Stadt aufgestöbert habe.“

„So? Das freut mich! Willkommen!“ sagte dieselbe freundliche Stimme. „Übrigens will ich einmal die Tür aufmachen, damit ihr besser sehen könnt . . .“

Im selben Augenblick ging die Tür auf, und in der Lichtsäule, die über den Hof hinausfiel, sah ich nun deutlich des Vaters Gestalt. Ich erkannte ihn sofort wieder, aber ich sah auch, daß er sich in der Tat sehr verändert hatte; an Stelle seiner sonst so straffen, aufrechten Haltung schien etwas Müdes, Unsicheres, Bedrücktes getreten zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Milliarde Goldmark.

Im Laufe der Zeit sind wir großzügig geworden. Viele von uns meinen, auf eine Milliarde mehr oder weniger käme es nicht an. Von dieser laxen Auffassung lassen sie sich auch bei der Beurteilung der wirtschaftlichen Verhandlungen mit der Entente leiten. Ihnen wird die nachstehende Betrachtung frommen: Mit einer Milliarde Gold (nach Berechnung aus Vorkriegszeiten) kann man 20 mittlere Städte von durchschnittlich 40 000 bis 50 000 Einwohner vollständig aufbauen. Mit einer Milliarde Mark kaufte man in Deutschland vor dem Kriege 6000 bis 10 000 Quadratkilometer Land — eine Fläche, fast halb so groß, wie die des gesamten „zerstörten Gebietes“. Die reiche Zwei-Millionen-Gemeinde Berlin hatte vor dem Krieg einen Grundstückswert von etwa 4 Milliarden

Mark. Eine Milliarde war im wohlhabenden Deutschland der Vorkriegsjahre der Gesamtbesitz von durchschnittlich einer Viertel Million Menschen, also der Wert einer Großstadt, nicht nur mit allem, was an geldwerten Gegenständen in ihr enthalten war, sondern auch mit allem auswärtigen Besitz und allen Vermögensrechten ihrer Einwohner. Für eine Milliarde kaufte man (ohne Berücksichtigung des Zolles) 6 bis 7 Millionen Tonnen Getreide, d. h. genug, um ganz Deutschland ein halbes Jahr zu ernähren. Für eine Milliarde erhielt man 90 bis 100 Millionen Tonnen Steinkohlen, das bedeutet die Hälfte der gesamten deutschen Erzeugung im letzten Friedensjahr. 4 Milliarden gemünztes Gold gab es in Deutschland; höchstens 40 Milliarden in Goldmünzen oder Barren sind auf der ganzen Erde vorhanden.

Haus und Heim, Hof und Garten

Ein Kleingewächshaus für Siedler.

Wer heutzutage auf den Ertrag einer Kleinsiedelung angewiesen ist, muß mit allen Mitteln danach streben, dort alle Erwerbsmöglichkeiten auszunutzen. Wie beschäftigt er sich und seine Familienmitglieder nutzbringend an den zahlreichen Tagen, die wegen Frostes oder sonstiger Unbilden der Witterung ein Arbeiten im Freien nicht gestatten? Früher konnte der Siedler solche Tage und besonders die langen Winterabende dazu benutzen, seine landwirtschaftlichen Kenntnisse durch das Lesen guter Bücher und Zeitschriften zu erweitern. Wenn er selbstverständlich auch heute die theoretische Seite seines Berufes nicht ganz vernachlässigen darf, so wäre es doch unter den gegenwärtigen Verhältnissen unwirtschaftlich, die Hälfte des Jahres — denn so viel machen wenigstens in Norddeutschland die Tage mit ungünstigen Witterungsverhältnissen reichlich aus — ohne produktive Arbeit verstreichen zu lassen. Herr W. Beckmann in Bladenhorst b. Rauzel (Westf.), der sich große Verdienste um das Siedelungswesen erworben hat, macht einen Vorschlag, der diesem Übelstand abhelfen und den Siedler in den Stand setzen soll, jederzeit unabhängig von den Einflüssen der Witterung produktiv tätig zu sein. Er empfiehlt nämlich, beim Bau des Wohnhauses von vornherein ein mit diesem baulich zusammenhängendes Kleingewächshaus vorzusehen, in dem der Siedler, je nach Geschmack und Neigung, Frühgemüse, feine Obstsorten, Treibhausblumen für den Winter aufziehen oder z. B. auch Seidenraupen züchten kann. Das Gewächshaus kann gleichzeitig auch zur Aufzucht und Wintermast von Rükken usw. dienen.

Es soll, wie gesagt, mit dem Wohnhaus baulich zusammenhängen und an dieses, möglichst in der Südostecke, etwa nach Art einer Veranda angebaut sein. Herr Beckmann empfiehlt einen runden Glasbau mit kegelförmigem Glasdach. Da das gewöhnliche Glas einen großen Teil der für das Wachstum der Pflanzen besonders wichtigen ultravioletten Strahlen des Sonnenlichtes absorbiert, sind für das Kleingewächshaus Scheiben aus einer besonderen Glasart, dem Ultraviolettglas, vorgehen, welches die das Pflanzenwachstum fördernden Strahlen in erhöhtem Maße durchläßt.

Die Beheizung des Gewächshauses kann vom Küchenherd aus erfolgen. Hierzu ist ein nach dem Dyna-System erbauter Herd zu empfehlen, der in der Küche aufgestellt und durch Rohrleitungen mit dem Gewächshaus in Verbindung gebracht wird. Für das regelmäßige Absaugen der verbrauchten Luft aus dem Gewächshaus ist besonders Vorsorge getroffen, ebenso wie die Zuführung der erwärmten frischen Luft dauernd im erforderlichen Maße erfolgt.

Die ganze Form und die sonstigen Einrichtungen des Kleingewächshauses sind außerdem so gewählt, daß noch eine besondere wichtige wissenschaftliche Errungenschaft auf die einfachste und zweckmäßigste Weise darin verwertet werden kann, nämlich die „Elektrokultur“. Man kann, was leider noch nicht hinreichend bekannt ist, durch die Einwirkung hochgespannter Elektrizität erhebliche Erfolge beim Wachstum der Pflanzen und Tiere erzielen. Die eigenartige Anlage des Kleingewächshauses nach Beckmann gestattet nun eine besonders wirtschaftliche Ausnutzung der auf diesem Gebiete gemachten Erfindungen und Erfahrungen, weil man hier mit verhältnis-

mäßig geringer Stromstärke auskommen kann. Es ist somit für alles, was in diesem Kleingewächshaus gezogen und gezüchtet werden soll, nach den neuesten Erfahrungen der Technik und Wissenschaft aufs beste vorgesorgt, so daß auch der weniger geübte Siedler hier an Pflanzen und Tieren nutzbringendste und befriedigendste Arbeit, unabhängig von allen Unbilden der Witterung, leisten kann. Viele Erzeugnisse, die bisher vom Ausland bezogen werden mußten, werden zur Verbesserung unseres Nationalvermögens in diesem Kleingewächshaus gewonnen werden können.

Herr Beckmann verspricht sich von dieser Einrichtung zugleich wesentliche Vorteile für die Gesundheit der Siedler und ihrer Familienmitglieder. In einer Aufklärungsschrift sagt er darüber folgendes: „Ist aber nun so aufs vortrefflichste für alle Pflanzen und Tiere gesorgt, so muß auch jedem die weitere Schlussfolgerung einleuchten, daß ein Aufenthalt in diesen Räumen für den Menschen, der hier arbeitet, von allergünstigstem Einfluß auf seine Gesundheit sein muß. Allen älteren, schwächlichen, kränklichen, nervösen, vor allem aber auch lungenkranken Menschen muß das Arbeiten in diesem Gewächshause Linderung und im Laufe der Zeit auch volle Genesung bringen. Zahllose Menschen gehen zugrunde, weil sie das Geld für teure Bädereien, die mit einem Aufenthaltswechsel und dadurch bedingter Verdienstunterbrechung verbunden sind, nicht aufbringen können. Hier ist nun diesen Leuten eine Gelegenheit gegeben, eine Kur durchzumachen, die nicht nur keine Kosten verursacht, sondern sogar eine Verdienstmöglichkeit zuläßt. Bewähren sich meine Vorschläge und ist dadurch die Aufbringung sämtlicher Hypothekenzinsen durchaus gesichert, so haben auch diese Leute keine Schwierigkeiten mehr, sich unter die Kleinsiedler einzureihen, sind sogar besonders dazu berufen.“

Das Kleingewächshaus ist nach den obigen Ausführungen zweifellos in mehrfacher Beziehung von großer wirtschaftlicher und sozialer Bedeutung. Man kann daher im Interesse der einzelnen Siedler, sowie der Allgemeinheit nur wünschen, daß von dieser dankenswerten und vorzüglich durchdachten Anregung im weitesten Umfange Gebrauch gemacht wird.

E. R.



Das elektrische Bügeleisen. Die Anwendung des elektrischen Stromes zum Bügeln hat in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht und die Fortschritte wären vielleicht noch schneller gewesen, wenn nicht die große Preissteigerung hemmend gewirkt hätte, eine Steigerung, die übrigens durchaus nicht in diesem Umfang sachlich gerechtfertigt war und vermutlich bald nachlassen dürfte. Immerhin haben sich zahlreiche neue Fabriken aufgetan, um diese scheinbar so einfachen Apparate herzustellen, ohne jedoch die nötige Sachkenntnis zu besitzen. So kommt es, daß heute vielfach elektrische Bügeleisen, teilweise auch schon sehr billig, angeboten werden, die trotz glänzender Vernickelung technisch höchst minderwertig sind und dem Käufer durch Reparaturen und hohen Stromverbrauch nur Ärger bereiten. Rudolf Naujoks hat in einem Leitartikel der „E. L. Z.“ daher diesen sicherlich nicht unwichtigen Gegenstand einer ausführlichen Betrachtung unterzogen. Dabei

weist er vor allem auf die Kennzeichen eines guten Bügeleisens hin, die auch der Laie wahrzunehmen vermag. Mit Recht führt er aus, daß nur die Wärme beim Bügeln nutzbar wird, die auf der Sohle des Eisens entwickelt wird. Je kälter das Bügeleisen in seinen oberen Teilen bleibt bei gleicher Erhitzung der Sohle, um so besser ist es. Das kann auch die Hausfrau durch Abtasten ungefähr feststellen. Von fünf untersuchten Eisen dauerte es bei vieren 13 bis 15 Minuten, bis sie die nötige Bügelwärme von 200 Grad auf der Sohle erreicht hatten, bei einem fünften 10 Minuten. Gleichzeitig war der obere Teil der ersten vier Eisen auf 120 bis 180 Grad erhitzt worden, das des letzten Eisens nur auf 65 Grad, konnte also noch angefaßt werden. Der Erfolg war darauf zurückzuführen, daß bei dem letztgenannten Eisen bei der Konstruktion sorgfältig darauf gesehen war, daß die elektrisch erzeugte Wärme nur nach der Sohle und möglichst gar keine nach dem oberen Teil gelangt durch Schaffung eines Hohlraumes unter der Haube und gute Isolierung vom unteren Teil.

Der Hausschwamm ist in der Regel dort zu finden, wo im Holzwerk des Hauses viel Feuchtigkeit herrscht bei mangelnder Lüftung. Jedoch setzt er sich auch im Mauerwerk fest. Bemerkt man nur das Geringste, so trage man sofort Sorge für eine gründliche Beseitigung. Denn der Hausschwamm kann ein Haus ungeheuer schädigen und beträchtlich entwerten. Zur Vernichtung dient: Reinigen des Holz- und Mauerwerkes von allen Schwammspuren, Auskratzen der Fugen und Ritzen, Verbrennen der abgetragenen Teile, Anstreichen der betroffenen Flächen mit Holzteer oder Schwefelsäure (1 Teil in 3 Teile Wasser gegossen, ja nicht umgekehrt!), oder auch mit Kalk, Petroleum, Eisenvitriol usw., kurz, mit allem, was Lebewesen zu vernichten vermag. Nächstdem ist für Beseitigung der Feuchtigkeit zu sorgen, insbesondere kräftig zu lüften. Endlich hat man auch die noch nicht vom Schwamm ergriffenen Stellen vorsichtshalber durch eines der genannten Mittel zu schützen. Ist Holz- oder Mauerwerk schon zu sehr zerfressen, so muß es ganz und gar entfernt und ersetzt werden.

Sport und Spiel, Rätsel und Humoristisches

Fußball.

Spiele im Mai.

L. u. Sp. Gelsenkirchen-Schalke 96 I — Lindenthal F. V. I. Resultat 3 : 2 (3 : 0).

V. f. v. B. Ruhrort-Eintracht Leipzig 1 : 1 (1 : 0)

Süddeutsche Pfingstgäste im Ruhrgebiet.

Am den Pfingsttagen weilten in Gelsenkirchen drei süddeutsche Mannschaften. Am ersten Feiertage empfing der hiesige A-Klassenmeister, der L. u. Sp. V. Schalke 77 den V. f. B. Karlsruhe. Die Süddeutschen führten ein technisch fein durchgebildetes Spiel vor und konnten mit 3 : 1 bei Halbzeit führen. Nach der Pause fielen die Gäste wohl infolge der anstrengenden Reise etwas ab und mußten sich von der schnellen, zähen Mannschaft Schalkes noch zwei Tore gefallen lassen. Das Resultat 3 : 3 entspricht dem Spielverlauf. S. C. 07 empfing Besuch aus Stuttgart und zwar den F. V. Stuttgart-

Buffenhausen. Die süddeutsche Ligamannschaft enttäuschte und verlor gegen die schnelle, eifrige Mannschaft von 07 mit 2 : 1. Auch am zweiten Tage konnte 07 seine gute Form gegen den Sp. V. Darmstadt beweisen. Mit 3 : 1 mußten die Gäste, die entschieden besser als Stuttgart waren, sich geschlagen bekennen. Sp. u. Sp. Schalke 96 hatte Besuch aus Köln und zwar Köln-Lindenthal. Das Spiel endete mit dem Siege der Schalker Mannschaft 3 : 2, nachdem die Schalker in der Halbzeit 3 : 0 geführt hatten. Die Gästeelf hinterließ einen sympathischen Eindruck. — In Recklinghausen spielte die Dänenelf Boldklubben Kopenhagen, die, mit Ersatz antretend, gegen Viktoria Recklinghausen 2 : 1 verlor.

Der V. V. Altenessen bepackte seine Gäste, die V. V. Venlo, mit 5 : 0; die Holländer zeigten sich nicht von der erwarteten guten Seite.

Essen 59 erwies sich gleichfalls seinen Besuchern überlegen. Mit 5 : 2 mußte der F. V. Offenbach sich geschlagen bekennen.



Düsseldorfer Sportklub 1899 gegen Risper-Athletik-Club am 7. April 1921. Der halblinke Stürmer der Ungarn köpft aufs Tor



Düsseldorfer Sportklub 1899 gegen den Holländischen Liga-Klub H. B. C., Haag am 11. Mai 1921. Der holländ. Torwart rettet

Niederrheinkreis: Union Hamborn — Germania Brochingen 0 : 2; Spielv. Osterfeld — Germania Brochingen 0 : 1; Sportklub Osterfeld — Enschede 3 : 1; die Holländer hatten auf ihrer Deutschlandreise nicht viel Glück; die westdeutschen Vereine zeigten sich ihnen vollständig überlegen. Ballsp.-V. Styrum — Enschede 6 : 1; Spielklub Sterkrade — V. V. Haag 0 : 5; die Holländer bewiesen mit ihrem hohen Sieg über die eifrigen Sterkrader ihre gute Klasse. Spielv. Oberhausen — Turn- u. Sp.-V. Mannheim-Freudental 3 : 3; Rasensp. Mülheim — S. V. Siegburg 1 : 1.

Fußballv. 08 Duisburg hatte auf seiner Süddeutschlandreise einen vollen Erfolg zu verzeichnen; er ersocht gegen Offenbach einen 1 : 2-Sieg, erzwang gegen Neuenburg ein 2 : 2-Resultat und spielte gegen Aschaffenburg gleichfalls unentschieden (3 : 3).

Leichtathletik.

III. Rhein. Kampfspiele am Pfingstsonntag (Union 1880 — Sportklub Charlottenburg u. Eintracht-Frankfurt.)

100-m-Lauf: Houben-Düsseldorf; Stabhochsprung: Baltes-Dortmund; Diskuswerfen: Steer-Dortmund.

Gehsport.

Oberhausen, Wettgehen über 25 km: 1. Schwab-Duisburg 2,19 Stunden.

Radspport.

Düsseldorf-Oberkassel. Großer Pfingstpreis, 50 km: 1. Lewanow 44,21 Min.; 2. Appelhaus; 3. Blegenmolen.

Köln: Großer Pfingstpreis. Dauerrennen über 100 km: 1. Wittig 99,42³/₄ Min.; 2. Thomas-Breslau; 3. Lewanow-Berlin.

Die Pferderennen

um Pfingsten herum verloren in diesem Jahre wiederum an Bedeutung, weil unsere Klassenpferde keine Gelegenheit hatten, sich mit ausländischen Größen zu messen. Eine Sensation blieb aber nicht aus. Graf Ferry, der im Vorjahre ungeschlagen sein Winterquartier beziehen konnte, erlitt durch König Midas gleich im ersten Zusammentreffen eine glatte Niederlage, er wurde sogar nur mäßiger Dritter. Beim zweiten Versuch wurde er nochmals leicht auf den dritten Platz verwiesen. Worauf das Versagen dieses Hengstes beruht, ist noch vollständig ungeklärt. Sein Nimbus als Derbyfavorit ist verschwunden.

Dagegen hat Nubier im Großen Preis von Hamburg sein großes Können wiederum bewiesen und gute Pferde wie Pallenberg, Einspruch und Liebhaber leicht hinter sich gelassen. — Die Expedition von Skarabae aus dem L. Lewin'schen Stalle nach Italien zum Mailänder Handelspreis ist leider ins Wasser gefallen, weil die Eisenbahnverwaltung die Beförderung dieses famosen Hengstes mit dem Schnellzuge nach Mailand nicht gestattet hat. (Inzwischen ist die Erlaubnis doch erteilt worden.) Auf sein demnächstiges Auftreten als Hürdenpferd ist die Sportwelt gespannt.

Ein Zusammentreffen von Skarabae mit Harlekin in einem großen Jagdrennen wird zweifellos eine ganz besondere Anziehungskraft ausüben und ein sportliches Ereignis sein, denn Harlekin eilt in diesem Jahre von Sieg zu Sieg und ist ein ganz ausgezeichneter Steepler geworden. R.

Humoristisches.

Lehrer: „Kann mir einer alte Inschriften, wie sie früher an Häusern standen, sagen?“

Fritz: „Grüß Gott, tritt ein, bring Glück herein.“

Lehrer: „Gut. Weiter!“

Otto: „Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut.“

Lehrer: „Noch eine? — Nun, Karlchen?“

Karlchen: „Hier ist ein Zimmer zu vermieten.“

A.: „Wo werden Sie denn Ihren Urlaub verbringen?“

B.: „Raten Sie mal, der Ort fängt mit R an.“

A.: „Auf dem Rigi?“

B.: „Nein.“

A.: „In Rudolstadt? In Rom?“

B.: „Sie raten es nicht. — In R-furt.“

Frau: „Ach, lieber Mann, meine Mama will uns besuchen, — du wirst ihr doch die Reise bezahlen?“

Mann: „Ja — die Rückreise.“

Der ideale Präsident. Von Talleyrand, dem klugen und schlagfertigen Diplomaten der Revolution und des ersten Kaiserreichs, ist folgendes Bonmot bekannt, das gerade in unserer Zeit vielleicht dazu reizt, Vergleiche zu ziehen. In der konstituierenden Versammlung handelte es sich einmal darum, einen Präsidenten zu wählen. Der ehrgeizige Mirabeau entwarf das Bild eines idealen Präsidenten, wie er der Versammlung nötig sei. Dieses Bild glich Mirabeau wie ein Bruder dem andern. Talleyrand machte darauf die anzügliche Bemerkung: „Ich muß das, was Monsieur de Mirabeau gesagt hat, vervollständigen: Der Präsident muß unbedingt Blatternarben haben.“ Mirabeau hatte nämlich solche.

Räffel.

Sie prangt im Frühlingschmuck mit d
Und spendet Schatten, Duft und See,
Mit s zeigt sie die Welt im Bild,
Hat auch den Hunger oft gestillt.
Mit k bleibt ungeschickt sie meist,
Weil niemand recht sie unterweist.

Nun rate, wie wir heißen:
Mit einem R von Eisen,
Mit einem S von rotem Pech,
Mit einem T von blankem Blech,
Wohl auch, als wie mit Z, von Ton.
— Ich glaube gar, du hast es schon.

Die ersten Silben lärmten,
Die dritte kann uns wärmen,
Das Ganze zittert,
Von jedem Wort erschüttert.

*

(Auflösungen im nächsten Heft.)

Unsere Kunstbeilage (Titelbild) stellt die linke Seitenfigur des Düsseldorfer Industriebrunnens, den „Bergmann“ von Fred Coubillier dar.

Rheinelbe-Union, Düsseldorf. — Verantwortlicher Herausgeber: Otto Teich-Balghem, Düsseldorf. — Druck: A. Bagel, Düsseldorf